N.G.3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 26 — Sonntag, 30. Juni 1935

Sehnsucht

Sehnsucht, auf den Knien
schauest du himmelwärts.
Einzelne Wolken ziehen,
kommen und entfliehen,
ewig hofft das Herz.

Liebe, himmlisch Wallen
goldener Jugendzeit.
Einzelne Strahlen fallen
wie durch Pfeilerhaller
in das Leben weit.

Einsam in alten Tagen
lächelt Erinnerung;
einzelne Wellen schlagen,
rauschen herauf wie Sagen:
Herz, auch du warst jung! —

Julius Grosse.



Mädchen am See

Foto: Dr. Dietz (Bavaria Verlag, Gauting vor München)

Sankt Peterstag

Eine Jugenderinnerung

Jeder weiß, daß es drei Hauptfeste im Jahr gibt: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Bei uns gab es ein viertes, und eigentlich muß ich gestehen: Nächst Weihnachten war es das höchste aller Feste, der 29. Juni, Peter und Paul, kurz Peterstag genannt.

Nicht als ob es etwa Patronatsfest unserer Kirche oder sonst ein allgemein besonders hervorgehobener Tag gewesen wäre in unserem Ort. Nein, aber es war der Namenstag unseres Vaters und überstrahlte mit seinem Glanz die Wochen vorher und nachher, ja, im gewissen Sinne das ganze Jahr.

Da war zunächst der Umstand, daß Peter und Paul ein gesetzlicher Feiertag, also schulfrei war. Zufällig hatte kein Kind meiner Klasse einen Vater mit Namen Peter. So konnte ich mich im stolzen Glauben wiegen, meinem Vater zu Ehren sei Feiertag! Die Frage des Vorranges im Hause war damit von Kind an für mich geregelt: So sehr meine Mutter Königin im Hause war, eine Stufe stand der Vater doch sicherlich über ihr. Annatag, am 26. Juli, war ein Werktag, Peterstag ein Feiertag. Da brauchte man sich keine Sorgen zu machen um die im Grunde, ach so bescheidene, uns aber unendlich glanzvoll dünkende Feier! Meist war schönes Wetter. Hatte St. Petrus nicht die Herrschaft über den Himmel?

Natürlich bereitete man wochenlang vorher den Tag vor mit Handarbeiten, Gedichten, guten Vorsätzen zur besonderen Bravheit. Man versuchte des Vaters Wünsche zu erraten, ein Spiel, bei dem er sich mit liebevollem Eifer beteiligte. Wenn dann der Vortag da war, wurde das ganze Haus von oben bis unten festlich geschrubbt, und in der Küche die verschiedenen festlichen Mahlzeiten vorbereitet. Es gab da eine ganz bestimmte Reihenfolge, die manchem verwöhnten Gaumen von heute garnicht so festlich erscheinen wird. Aber im Hause eines mittleren Beamten mit sechs Kindern, die alle eine höhere Schule besuchten, waren auch einfachere Speisezettel schon festlich. Also gab es für morgens einen Kranz, beim Gärtner bestellt, groß genug, um allen Erfordernissen gerecht zu werden.

Es gab mittags die ersten neuen Kartoffeln, zarte junge Erbsen und Möhren, einen riesigen Kalbsbraten, Pudding und Kirschen! Die schönsten Kirschen, die auf dem Markt zu haben waren und soviel, daß man sich sattessen konnte! Am Nachmittag Streuselkuchen, „Bund" und entweder Marmorkuchen oder so etwas Aehnliches. Zu diesem Kaffee erschienen Freunde des Vaters mit Kindern in unserem Alter, herrliche Spielkameraden, eine der Freuden dieses Tages! Dann kam der Abend mit einem festlichen Heringssalat, für dessen Herstellung meine Mutter berühmt war. Natürlich hatten wir Kinder am Vortag eifrig mitgeholfen, schneiden und probieren! Einmal passierte es, daß mein Bruder und ich so eifrig probierten, daß auf einmal der halbe Salat weggegessen war!

Diese Familienfreunde waren aber nicht der einzige Festbesuch des Tages. Es war Sitte, daß die Kollegen persönlich kamen, der Direktor an der Spitze. Dann die Seminaristen, von jedem Kursus zwei, also sechs im ganzen. Sie wurden mit estlichem Moselwein und Selbstgebackenem bewirtet. Mutter hatte ein besonderes Rezept, „Knappkuchen" genannt. Wir Kinder hatten ein Hochgefühl, daß wir einmal unumschränkte Gastgeber waren!

Aber, wird mancher Leser fragen, gab es denn nur weltliche Festlichkeit an diesem Feiertag?

O nein, aber das war damals so selbstverständlich, daß man keine Worte darüber verlor. Die ganze Familie ging in die Frühmesse, um allen Ansprüchen des Tages gerecht zu werden. Vater noch einmal ins Hochamt. Nachmittags war gemeinschaftlicher Besuch der Vesper Regel. Wir Kinder mußten Rede und Antwort stehen können über die Bedeutung des Festes, und das Evangelium des Tages aufsagen. Das Mitleben mit der Liturgie des Tages gab es damals für Laienkreise noch nicht, aber als diese Bewegung aufkam, war es uns wie eine Fortsetzung dessen, was wir in unseren Kindertagen vom Miterleben der Feste gewohnt waren. Peterstag aber war darunter nicht das Letzte.

Kl. M. Faßbinder.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

[16. Fortsetzung.]

Gäbe es diese, vielleicht sehr notwendigen, von den Engländern zuerst eingeführten und erprobten Tropengesetze nicht, so stünden Möglichkeiten in großer Zahl selbst für kleine Existenzen in dem tropischen Afrika offen. Tausende junger Deutscher könnten sich mit einem eigenen Handelslager oder als Agenten größerer Firmen in den zahllosen stattlichen Buschortschaften Ostafrikas ansiedeln und den Handel übernehmen, der heute in den Händen von Indern oder Levantinern liegt. Schwere körperliche Arbeiten werden wohl immer, schon aus klimatischen Gründen unmöglich sein. Aber in dem Hochland von Meru etwa, im alten Deutschost, und anderswo gibt es unübersehbare, gesunde Landstriche mit üppigem Boden und guter Bahnverbindung, die tausend kleinen Bauernwirtschaften Platz bieten würden. Hier würde auch der „kleine Mann" mit geringen Mitteln wohl eine Existenz finden können, aber: das ungeschriebene Gesetz . . . Nur die Buren setzen sich darüber hinweg.

Diese Tropenetikette gibt es in Südafrika jedoch nicht. Dort wehrt man sich im Gegenteil mit Händen und Füßen dagegen, daß die Eingeborenen beispielsweise Handwerker werden. Jeder Schlosser, jeder Tischler, jeder Bäcker und vor allem jeder Lokomotivführer muß dort ein Weißer sein. Eingeborene werden nur als ungelernte Arbeiter verwandt. Sie sind dort beinahe schon ein Fremdkörper, wenn auch ein wirtschaftlich wichtiger, in einem weißen Land geworden.

Wie Südafrika ist auch das ehemalige Deutschsüdwest ein Land des weißen Mannes „a white man's country". Man kann sich keinen größeren Gegensatz vorstellen, als den zwischen dem früheren Deutschost und Südwest. Dort nur eine dünngesäte Europäerschaft in Tropenhelm und Khaki, hier ein Land wüstenreich und dürr, aber gesund und mit herrlichen Hochebenen und unermeßlichen Bodenschätzen, aus dem uns ein unverkennbarer Hauch der Heimat entgegenweht.

Südwest ist das Land, das von allen alten Kolonien uns Deutschen am teuersten ist. Aber es ist kein Wildwest mehr. Es gibt Trambahnen, Tausende von Eisenbahnkilometern durchziehen das Land, kleine saubere Städte finden sich neben riesigen Industrieanlagen, nach Diamanten wird gegraben, und die Karakulschafe werden gezüchtet, die unseren Damen den Krimmerpelz liefern, Sahne und Butter aus Südwest kann überall in den Großstädten der Union gekauft werden, und die deutschen Schulen in Windhuk und Swakopmund haben einen solchen Ruf, daß viele englische Eltern aus der Union ihre Kinder dorthin senden.

In dem Jahre 1932 war Südwest ein Land, das sich unter den Peitschenschlägen der Weltwirtschaftskrise krümmte wie irgendein europäisches Land, das aber unter reichlichem Regen in einzelnen Bezirken gedieh wie je. Es war ein Land der Gegensätze, der Hoffnung und der wirtschaftlichen Verzweiflung. Es gab sehr viele Kurgäste in dem Badeort Swakopmund und sehr viele weiße Arbeitslose, es gab Rabattmarken in den Läden und Geldsorgen. Es gab aber auch ein neues und siegesbewußtes Hoffen für die Zukunft, als die Meldungen von dem Fortschreiten der Vernunft und dem Wiedererwachen Deutschlands bei jeder der vielen Wahlen in der alten Heimat herüberkamen. Es gab Flaggen und spontane Demonstrationen. Heiß schlugen die Herzen im Gleichtakt mit dem erwachenden Deutschland, während der Verstand sich mit der Kleinarbeit im Landesrat beschäftigen mußte, um bessere Eisenbahnverbindungen, billigere Tarife und fühlbare Steuersenkungen durchzusetzen.

Kein Wort von Pipp.

In Walfischbai war ich an Land gestiegen, hatte die Stauerfirma besucht, die mir nur mitteilen konnte, daß Pipp die Kisten mit den Druckereigeräten hatte abtransportieren lassen. Seitdem war nichts mehr von Pipp gehört worden. In Swakopmund, wo wir uns, wenn er mein Telegramm erhalten hätte, bei Frau Reiche im Hotel Faber treffen wollten, war nichts von Pipp gesehen oder gehört worden. Näheres über den mysteriösen Leichenfund, der mich so beunruhigt hatte, konnte ich auch von Herrn Stich von der „Swakopmunder Zeitung" nicht erfahren.

Ich suchte noch die zehn anderen Hotels ab — keine Nachricht von Pipp. Was nun? Mein Geldvorrat war zwar noch nicht zur Neige gegangen, aber lange durfte ich mich in Südwest nicht nutzlos aufhalten, wenn ich nicht Schwierigkeiten mit meiner Rückreise haben wollte. Die Preise in Swakopmund (ausgenommen für das erquickende, schäumende Naß) waren recht mäßig. Mit zehn Mark am Tag konnte man in einem der vielen guten Hotels essen und schlafen.

Sollte ich mit dem nächsten Dampfer zurückkehren oder noch einen letzten Versuch machen, Pipp zu finden?

Auf nach Otavi! Schließlich mußte dort ja meine Druckereiausrüstung sein, die ich sicher verkaufen konnte, wenn ich sie selbst nicht in Betrieb nehmen wollte. Schon Herr Stich hatte mir versichert, daß er für eine Schnellpresse und gutes Schriftenmaterial vielleicht Verwendung hätte.

Das nennt man eine Überraschung.

Am Bahnhof in Otavi war nichts von Pipp zu sehen. Nur ein kleiner schwarzer Boy kam wild und lachend auf mich zugestürzt, um sich meines Gepäcks zu bemächtigen und auf deutsch die unerwartete Frage zu stellen, ob ich Herr Karl Ey sei.

Ich nickte, und der Bengel rannte wie ein leichtfüßiger, lebendiger Wegweiser vor mir her durch die stille Hauptstraße der Stadt. Hinten sah ich schon ein größeres Gebäude: „Hotel Fürst Bismarck". Gott sei Dank, man konnte sich jetzt ein wenig erfrischen und dann etwas Reelles zu sich nehmen. Das Wasser lief mir schon im Munde zusammen, denn alle guten Hotels in Südwest sind in deutschen Händen, werden größtenteils von Frauen geleitet und haben eine anerkannt gute Küche.

Nanu, der schwarze Boy läuft an dem breiten Eingang vorbei? „Warte, dir werde ich . . ." Ich springe hinter ihm her, aber er läßt meinen Lederkoffer bums! auf die Straße fallen und rennt um ein alleinstehendes kleines Häuschen herum.

Na, sowas! Ich packe meinen Koffer und werfe einen Blick in das Schaufenster des kleinen Sandsteinhauses.

Aha, das war also die neue Papierhandlung, von der mir die jungen Leute im Zug erzählt hatten. Die wäre vielleicht unsere Konkurrenz geworden, wenn Pipp nicht verschwunden wäre.

In der Auslage prangte säuberlich geordnet eine Reihe deutscher Bücher und Zeitschriften, ein paar Postkartenserien hingen im Hintergrund, und ein nicht übel gedrucktes Plakat besagte: „Ausführung sämtlicher Drucksachen in vornehmer Ausstattung und zu soliden Preisen!"

Na schön, wenn es hier am Ort eine Druckerei gab, und wenn diese Druckerei noch kein Wochenblatt herausgegeben hatte, dann dürfte sich unser journalistisches Projekt voraussichtlich nicht lohnen. Jedenfalls aber würde der Inhaber des Geschäftes etwas von Pipp wissen, sagte ich mir, denn bei Pipps Anlehnungsbedürfnis hatte dieser doch bestimmt den Kollegen aufgesucht.

Ich trat ein. Der schwarze Boy von vorhin grinste mich fröhlich über den Ladentisch an.

„Du Bengel", schimpfte ich, „was fällt dir ein, meinen Koffer auf die Straße zu stellen und auszureißen, he?"

„Der Chef", lachte er.

„Dann mal her mit dem Chef, ich möchte ihn sprechen."

Und dann kam der Chef.

Er grinste ebenfalls, und aus seinem Auge liefen helle Tränen der Freude. Das andere Auge blieb dagegen knochentrocken, denn es war von Glas. Dann versuchte dieser merkwürdige Chef, mir um den Hals zu fallen.

„Na, jetzt schlägt's dreizehn!" rief ich aus. „Ich telegraphiere mir das letzte Geld aus der Tasche, und wer antwortet nicht? Pipp! Ich gehe in Johannisburg beinahe vor die Hunde, und wer schickt kein Geld? Pipp! Ich bin in Angst und Sorge, daß auch einmal Unkraut vergangen ist, und wer kommt mir hier im Laden entgegen? Pipp!"

Es war wirklich der kleine Pipp, der meine Hände überhaupt nicht loslassen wollte und fast herausjauchzte:

„Ganz wie ich es mir gedacht habe. Sie kommen rein und denken, ich bin ausgerückt, und dann bin ich auf dem Posten. Das sollte eine Überraschung werden, und das ist eine Überraschung geworden."

„Na, besten Dank für solche Überraschung, Pipp. Aber wie kommt es, daß dich hier keiner kennt? Übrigens, sag ruhig wieder du zu mir, wie am Njassasee!"

Dann zog er mich nach draußen.

„Warum hier keiner meinen Namen kennt? Das will ich dir zeigen. Ich heiße hier nur schlankweg Willy. Aber draußen am Fenster steht ein anderer Name, nämlich der von dem richtigen Inhaber, mit dessen Geld ich die Sache geschmissen habe, wenn ich natürlich durch meine Arbeit auch was drinstecken habe und schon ganz nett verdienen konnte."

Und draußen las ich jetzt, was ich in der blendenden Sonne zuerst übersehen hatte. Da stand in Goldschrift quer über die große Scheibe: „Druckerei Germania, Inhaber Karl Ey."

Es fiel mir schwer, jetzt von dem guten alten Pipp endlich einmal zu erfahren, warum er mich damals so elend hatte sitzenlassen. Pipp machte runde Augen, als ich ihm von meinem Brandtelegramm erzählte. Ja, gewiß, ein Telegramm hätte er bekommen, aber weder von Geld noch von mir hätte irgend etwas darin gestanden, er hätte die ganze Geschichte für irgendeinen besoffenen Ulk gehalten.

Als ich Pipp erzählte, wie ernst damals die Geschichte für mich war, beeilte sich der kleine Mann, in seinem Büro nach dem Telegramm zu suchen. Nach zehn Minuten kam er mit einem weißen Stück Papier an, und ich bat Pipp laut und im stillen alle Vorwürfe ab, denn ich las: „wzachr ffblart sechs draudns stop krax."

Offenbar hatten damals die Telegraphendrähte in Südwest den Tropenkoller gehabt. (Fortsetzung folgt.)

BLICK IN DIE WELT

Siamesischer Zwilling vor Gericht.

Siamesische Zwillinge, früher einmal eine Sensation, sind heute keine Weltwunder mehr; man kennt mehrere so unglücklich zusammengewachsene Menschenpaare, und ihre Leiden geben Stoff zu manchen seltsamen Geschichten. Da ist die Sache mit dem siamesischen Zwilling, der wegen irgendeines Vergehens verurteilt wurde, an dem der andere Teil unbeteiligt ist. Wie bestraft man nun den einen beispielsweise mit Haft, ohne den anderen unschuldig mitzustrafen? Ein Problem, vor dem schon mancher Richter sich gedrückt hat, indem er die Haft in Geldstrafe verwandelte.

Es spukt in Oxford.

Oxford ist nicht nur wegen seiner Universität berühmt, sondern auch wegen der zahlreichen Geistergeschichten, die man sich dort erzählt. Um diesen Geschichten, die sich an verschiedene alte Häuser, Gassen und Friedhöfe knüpfen, auf den Grund zu gehen, hat die psychologische Abteilung der Oxforder Universität eine Untersuchungskommission eingesetzt, die die einzelnen angeblichen Geistererscheinungen von Fall zu Fall wissenschaftlich zu ergründen hat. Fledermäuse, Irrlichter, morsche Mauern, Nebel und andere natürliche Ursachen erklärten die meisten Geistererscheinungen, welche die Kommission untersuchte.

Bestrafte Bestechung.

Amerikanische Touristen, die es glücklich durchgesetzt hatten, daß sie das Gebiet des Königs von Irak bereisen durften, wünschten sich nun auch eine Audienz bei dem unnahbaren Fürsten und gedachten einer seiner Räte dadurch zu bestechen, daß sie ihm eine Hunderdollarnote zukommen ließen. Bald erhielten sie den Bescheid, daß der Minister sie zu sprechen wünsche, und erfreut machten sie ihren Besuch. Würdevoll empfing der Araber sie und dankte ihnen für die übersandte Note. „Ich schnitt mir das Bild des großen Philosophen Ihres Landes, Benjamin Franklin, aus dem Schein heraus und hebe es gern als Andenken auf. Eine Audienz beim König kann ich Ihnen leider nicht verschaffen . . .", sprach er und reichte den Amerikanern die Reste der zerschnittenen Note.

Der enttäuschte Blinde.

Nach 18 Jahren endlich gelang es dem englischen Arzt Tudor Thomas, dem jungen Irländer David Williams das Augenlicht wiederzugeben. Wie sieht nun David Williams die für ihn neu erstandene Welt? Mit schwerer Enttäuschung! Die Gesichter seiner Verwandten und Bekannten, die er in idealer Vorstellung vor seinem inneren Auge sah, erschienen ihm nun nicht allein völlig fremd, sondern auch abstoßend im Ausdruck. Der ungewohnte Anblick des Zimmers verwirrt ihn so, daß er, der sonst so Sichere, sich nun kaum einen Schritt rühren kann, ohne mit den Möbeln in Konflikt zu kommen.

Der gefangene Jäger.

Ein nicht ganz ungefährliches, wenn auch reichlich komisches Erlebnis hatte ein Jäger in Transvaal, der sich berufsmäßig mit Tierfang beschäftigt. Beim Aufstellen einer Falle griff ihn ein Leopard an, der seine Jungen in der Nähe hatte. Der Jäger, der seine Büchse nicht in Greifnähe hatte, flüchtete in den bereitstehenden Transportkäfig, schlug die Tür hinter sich zu und bewahrte sich hinter den Stäben vor den Tatzen des Raubtieres, bis die Träger auf seine Hilferufe herbeieilten, den Leopard vertrieben und ihren Baas befreiten.

Ein teures Frikassee.

Spielen und Wetten — zwei Leidenschaften, denen schon manches Vermögen zum Opfer fiel. Bei einer Wette um das teuerste Essen der Welt, für welches der eine Teilnehmer rund 2000 Mark opferte, indem er ein Frikassee aus kostbaren Vögeln zusammenstellen ließ, setzte der Gegner, um die Wette zu gewinnen, sogar sein Leben auf das Spiel. Er stellte eine Expedition zusammen, die unter seiner Aufsicht daranging, ein Okapi lebend zu fangen, ein ungeheuer seltenes Tier aus den Urwäldern Innerafrikas: Okapikoteletten sollten das Frikassee übertrumpfen. Aber ehe es dazu kam, machte die englische Wirtschaftskrise dem Unternehmen ein Ende; der Jäger verlor sein Vermögen samt seiner Wette, und kein Okapi wurde behelligt.

Das preisgekrönte Buch

Eine literarische Vereinigung zu Kapstadt, die einen ansehnlichen Preis für die beste Novelle ausgeschrieben hatte, sprach ihn einer Liebesgeschichte zu, die auf einer Farm in Transvaal spielte. Als man daran ging, sich mit dem Verfasser in Verbindung zu setzen, stellte es sich heraus, daß ein Farmarbeiter das kleine Meisterwerk verfaßt hatte, der weder schreiben noch lesen konnte, seine Erzählung aber einem Kameraden diktiert und eingeschickt hatte. Es handelte sich um seine eigene Geschichte, ein sehr unglückliches Erlebnis mit der Tochter des Farmers, die einen anderen heiratete und nach England ging. Der ausgesetzte Preis setzt den armen Liebhaber nun in die Lage, sich selbständig zu machen.

*

Wenn man sich höflich ausdrücken kann . . .

Der Rajah von Tang-ko hatte einen drückenden Traum gehabt — er hatte geträumt, daß er alle seine Zähne verloren hätte. Sofort nach dem Erwachen ließ er seinen Wahrsager rufen und fragte ihn um die Bedeutung der sonderbaren Erscheinung.

„Dein Traum bedeutet Unheil, Blume aller Herrscher", verkündete der Magier. „Du wirst alle deine Angehörigen verlieren, ehe du selbst ins Grab steigst." Der Fürst geriet in Zorn, schickte den unseligen Traumdeuter ins Gefängnis und ließ einen anderen Wahrsager kommen. Dieser strich sich, während der Rajah seinen Traum wiederholte, den langen weißen Bart, berührte dann mit der Stirn den Boden und sprach:

„Dein Traum bedeutet Glück, Bruder des Propheten! Deiner Tage Dauer ist lang, denn du wirst alle deine Angehörigen überleben!" Der Herrscher war hochbeglückt und belohnte den weisen Magier königlich.

Besuch im Gestüt:

Schlenderhan, ein Paradies der Vollblut-pferde

Als Laie zwischen Koppeln und Fachleuten

Zunächst kommt es einem vor wie eine andere, fremde Welt, wenn man mit so vielen Fachleuten über die Koppeln des weltbekannten Gestütes von Schlenderhan wandelt. Vorher ist man aber noch überrascht, wie nahe diese gewaltige



Baron von Oppenheim und Graf Sponeck

Anlage bei Neuß liegt; ob es geographisch ganz richtig ausgedrückt ist, wenn man sagt, daß sie zwischen Gilbach und Erft liegt, dafür kann ich nicht eintreten. Aber es ist einem doch so, wenn man nach kurzer Fahrt über Erpratherer Mühle—Gohr—Rommerskirchen—Bergheim nach Quadrath kommt. Das Gestüt liegt überraschenderweise sozusagen mitten im Ort, wenigstens der Zugang zu ihm, und eine neue Ueberraschung steht einem bevor, wenn man die lange Allee hinaufgegangen ist, zu deren beiden Seiten sich schon die Koppeln dehnen, auf denen muntere Fohlen mit ihren Müttern grasen.

*

Es reiht sich überehaupt eine Ueberraschung an die andere: unter Rennpferden und Vollblütern stellt man sich ohne weiteres wilde und nervöse „Bestien" vor, weil wir ja gelegentlich auf der Rennbahn gesehen haben, wie der Reiter mit der Zügelung der Temperamente zu tun hat; an diesem „Renntemperament" aber muß wohl die Rennbahn selbst schuld sein; vielleicht sind es die Musik, die Menschen, das Lampenfieber, der bunte Dreß des Jockeys, die das Pferd auf einmal zu einem Nervenbündel zu machen scheinen. Hier aber, auf der Koppel, läßt sich selbst eine solche Berühmtheit wie „Orlander" dazu herbei, ganz vertraulich am photographischen Apparat zu schnuppern oder sich lebhaft mit den Nüstern in die dargebotene Hand zu vertiefen.

*

Durchweg ist es „spanisch" — wie gesagt — was wir da an Fachlichkeiten zu hören bekommen. Graf Sponeck, der Gestütsleiter, selbst einst als Herrenreiter und Kavallerist im Sattel, ist ihnen der richtige wandelnde „Rennkalender". Von jedem Wesen, jung oder alt, was da aus der Gattung „equus" auf den Koppeln herumgaloppiert oder treibt, weiß er den Stammbaum, weiß er tausend Einzelheiten, Anekdoten und sonstige Dinge, die uns — den Laien — ganz sicher unwesentlich erscheinen mögen. Den Fachleuten sind sie es nicht, und sie dürfen es nicht sein, weil eben alle diese Details so wesentlich und so wichtig für die Zucht sind, für die Zucht des edlen Pferdes, die hier in Schlenderhan eine ihrer vornehmsten und schönsten Pflegestätte hat.

*

Man bedauert sich ordentlich selbst, daß man als blutiger Laie zwischen so vielen Fachleuten mit über die Wiesen (Fachsprache „Koppeln") trabt, und gelegentlich tröstet man sich an dem Anblick von Kollegen, die in der gleichen Lage sind; so bewundert man den Eifer von C. P. Ettighofer, der so schöne Bücher schreibt, und noch so mancher anderer, die den Bleistift überhaupt nicht mehr aus der Hand legen können, weil ununterbrochen bei der Presse-Fahrt zu den edlen Pferden Weisheiten vom Fachmann verausgabt werden, die dem Mann mit dem „Pferdeverstand" in unserer Leserschaft wahrscheinlich wie Musik klingen würden, ohne daß wir etwas Rechtes damit anzufangen in der Lage wären. Und wir trösten uns weiter an dem Anblick der anderen Laienkollegen, die hinter den Interviews mit den Fachleuten her sind wie der Teufel hinter einer armen Seele. — Es ist schwer, sich auf diesem Gelände zu konzentrieren; denn es gibt — neben den Pferden — auch sonst noch so vieles Gute zu sehen. Da blühen im Park von Haus Schlenderhan unzählige Rosen, wohlgepflegte Wege lenken von den Ställen weg in die Weite der Landschaft, in der ringsum die Kornfelder wogen, und die bunten Blumen des Sommers — Mohn, Kornblume, Margueriten und Kamille — in üppiger Fülle blühen.



Auf der Koppel

*

Dem Fachmann unter Rennpferden würde zu solcher abwegiger Betrachtung bestimmt keine Zeit sein; ihm würde schindelig werden vor so viel berühmten Namen, die hier die Luft erfüllen und die Koppeln. Da steht stolz und doch bald zutraulich der große „Oleander", Sieger in so manchem großen Rennen am Zaun und hört sich an, wie Graf Sponeck von ihm erzählt, da fallen Namen der Pferdeväter und Pferdemütter, die ganz sicher eben beim ehrlichen Kenner dieser Materie eine Ohnmacht vor lauter Ehrfurcht zur Folge haben würden: „Aventin", „Wallenstein", „Weißdorn", „Wiener Mädel", „Die Wolke", „Wolkenflug", „Nuage", „Saphir", „Danubia" und „Orchidee", daß einem ganz wehmütig wird, weil man eben doch offenbar nicht die genügende Ehrfurcht hat vor diesen Namen; doch wenn man erst seine zwei Stunden aufmerksam gelauscht und gelustert hat, dann wird es einem mehr und mehr klar, daß man sich sozusagen in der allerbesten Stube der Voliblutzucht aufhält, und man wäre fast schon versucht, sich auf dem Wege, Fachmann zu werden, zu befinden, wenn nicht eben die Gespräche ringsum immer noch komplizierter und fachmännischer würden. Was zur Vollblutzucht gehört, formt der Gestütsleiter in die einfachen Worte: „Zur Vollblutzucht gehören Fingerspitzengefühl und Glück". Wahrscheinlich wollte er nicht sagen, was wir alle bald fühlten, daß auch eine unendliche Liebe zum Pferd, zum Tier überhaupt gehört. Es muß schon eine große „Passion" sein, die so viel Liebe und so viel Werte in diese Vollblutzucht steckt. Aus den 5 Klm. lebender Hecken, die die Koppeln säumen, spricht schon genug; die Ställe, die Wiesen, die Einrichtungen im ganzen vollenden diese Meinung vollkommen. Die vielen Menschen, die sich um diese Vollblüter sorgen, haben alle einen bestimmten Gesichtsausdruck; man meint unter lauter Kavalleristen zu sein, die sich mit der Erlaubnis, Zivil zu tragen, in Urlaub befinden. Sie hüten die Fohlen, die Jährlinge, die noch keinen Renn-Namen haben, sie besorgen die Mütter und die „Wochenstube" — wenn man das sagen darf —, sie sind stolz auf den „Trak" des Hauses, auf „Oleander", aber sie verrichten auch die übrigen Dinge des pferdlichen Alltages mit einer fast grandezzahaften Feierlichkeit.

*

Und während man so durch die Koppeln geht, merkt man, wie sich einem das Auge und der Sinn mehr und mehr für die Schönheit des edlen Pferdes öffnen. Mit einem Male sieht man die ungeheure Geschmeidigkeit dieser Kreaturen, ihre edle Linie, gewahrt, wie sich auf einmal ihre Gepflegtheit der Mähnen und des Schweifes in wilde Naturhaftigkeit auflösen, wenn sie plötzlich gegen den Wind abgaloppieren oder sich gegenseitig — spielend — nachlaufen. Denn hier dürfen sie noch spielen; noch hemmt sie keine Flagge und kein Sprung, noch zwingt sie nicht der Starter, sich schön in die Reihe zu stellen und noch ist es gleichgültig, wer zuerst am Ziel ist, am Ziel: das ist hier der Stall oder die ferne andere Seite der Koppel.

*

Ganz sicher sind der Herr dieses Hauses und der Hüter der Schätze — Baron von Oppenheim und Graf Sponeck — sehr stolz auf diese Dinge ringsum; aber das brauchen sie wahrhaftig nicht zu sagen. Erst dieser Tage haben sie beide und das ganze Haus die Freude gehabt, nach langer Zeit den „Preis der Diana" in Karlsruhe zu gewinnen.

*

Auf der wunderschönen Terrasse des Hauses endet der außerordentlich interessante Rundgang; es duftet der weite Garten, und wir überraschen uns bald dabei, wie wir schon eine kleine dumme Sehnsucht nach den Tieren zurück empfinden, die wir eben sahen; wie wir auf einmal dafür Verständnis haben, daß ein Sintenis immer wieder die Glätte dieser Leiber und ihre edlen Linien in Bronze goß. Man muß hier auf der Terrasse an Rennen denken, an die ungarische Steppe, an Fuchsjagden, an Reiterspiele, an die braven Pferde des Heeres, die mit in den Krieg gingen, und man ist heute hier in Schlenderhan, dem Verständnis für die schwärmerischen Verehrer des edlen Pferdes näher gekommen, ja man leistet für so viel eiliges Vorurteil hier in Schlenderhan gleich reumütig Abbitte.

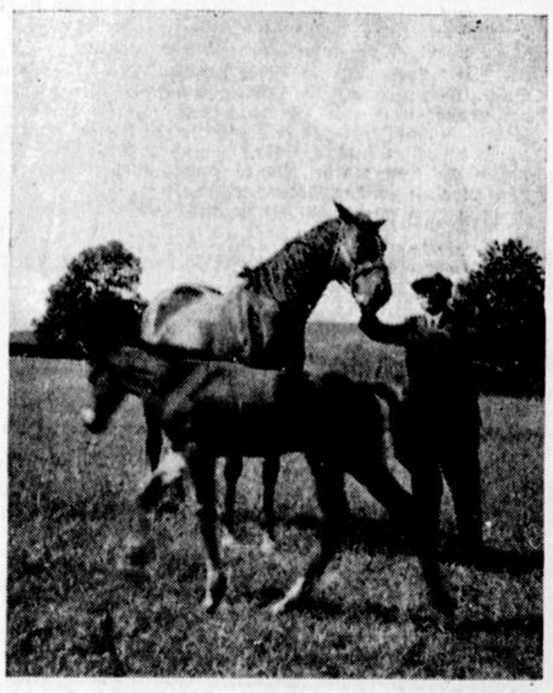


Photo: Fritz Haeffs.

Der Ahne / Skizze von Werner Ide

Friedrich Eiler wandert über die Berge. Im Gebüsch schwatzen die Elstern. Sie sind aufgeregt und benehmen sich wie zänkische Gassenbuben. Ein Hase hoppelt über den Weg, verhofft am Straßengraben einen Herzschlag lang, setzt dann mit raschem Erschrecken in das Tannendickicht.

Eiler ist von dem Lande gefangen. Die Tannen recken sich wie Reisige; knorrig und behäbig stehen die Eichen. Aus den Tälern schallt hin und wieder dumpfes Hundegebell.

Zwanzig lange Jahre ist er in der Fremde gewesen. Sie haben ihn nicht erkannt, die Nachbarn und Spielgefährten, selbst der alte Lehrer, der sehr klapperig geworden ist, hat lange in seinen Zügen geforscht. Zwanzig Jahre . . .

Damals ist er ein Bub gewesen, einer von den vielen, die unter der Not groß werden, denen das Schicksal eine Fülle Arbeit und Entbehrungen auferlegt, die nachher als Männer den Nacken unter Not und neue Lasten beugen und langsam dem Grabe zuwandern.

So war es mit den Vorfahren.

Ackersleute waren es. Zwei oder drei Kühe stehen im Stall. Aber die Äcker sind hartnäckig, und Mann und Weib und Kinder müssen hart werken. Dahinter steht der Jude. Der hat dem Vater damals die Kuh, die Bleß, aus dem Stalle geholt.

Er weiß es noch genau:

Ein Bub ist Friedrich Eiler damals gewesen, einer, der an der Schwelle des Begreifens steht. Vier Jahre mag er alt gewesen sein. Unter dem Birnbaum vor der Kate hat



Zeichnung: Krusch

er damals gestanden und geschrien. Der Vater hat den Kopf gebeugt und die Hände in den Taschen geballt. Die Mutter hat in die Schürze geweint.

Friedrich Eiler neigt den Kopf.

Nachher ist einmal ein böser Wintertag gewesen. Da haben sie den Vater gebracht. Es ist ein harter Winter gewesen, und der Schnee hat unter den schweren Stiefeln der Männer geknarrt. Die Mutter ist draußen gerade im Flur gewesen. Dann hat sie einen Schrei getan.

Ja, der Vater ist verunglückt. Beim Fällen von Buchen in den Staatsforsten ist ihm ein Ast auf den Kopf gefallen. Da ist er gleich tot gewesen.

Nachher ist es immer schlimmer geworden.

Harte Leute sind im Dorfe gewesen. Die haben den Buben nicht sehen mögen: Der Vater hat Schulden gehabt, die Mutter weiß sich nicht zu helfen. Aus einer üblen Familie stammt er, der Friedrich Eiler: Das wißt ihr doch, daß der Großvater ein Säufer war und im Trunk das Genick brach? Nicht? Alle Welt weiß es, und der Bub, aus dem wird auch nichts Rechtes werden!

Friedrich Eiler lacht bitter auf:

Der Großvater ist ein Säufer gewesen!

Nachher hat es nur noch vier Jahre gedauert, da ist die Mutter gestorben.

Aber eine Hand, die der Herrgott lenkte, hat den Jungen gepackt und aus dem Elend gerissen. In der Stadt ist ein Mann gewesen, dem die Mutter Eier und Käse und Butter verkauft hat. Der hat sich mit der Frau unterhalten, und das arme Hascherl hat ihm das Herz ausgeschüttet. Aber der Mann hat nichts gesagt.

Nachher freilich, da ist er mit einem dagewesen, hat den Buben an der Hand gefaßt und ihn mitgenommen in die Stadt, in das behäbige Bürgerhaus. Da haben auch die Verwandten gezetert; aber es hat alles nichts genutzt.

Aus dem Jungen ist ein Lehrer geworden, einer, der einen fanatischen Glauben an das Gute im Menschen und einen abgrundtiefen Haß gegen alle Gemeinheit hat.

Das Wissen um Arbeit und Not steckt ihm im Blute. Er hat manchen harten Kampf mit sich selbst führen müssen, und doppelt stark ist er geworden.

Dann hat es ihn nicht in Ruhe gelassen. Die Sehnsucht nach dem Wissen um die Vorfahren hat ihn gepackt. Da hat er zuerst Daten gesammelt. Was er um die Eltern wußte, hat er niedergeschrieben. Nachher ist er immer wieder beim Großvater stehengeblieben:

Im Trunke das Genick gebrochen!

Es ist über ihn gekommen wie eine harte Pflicht. Da hat sich Friedrich Eiler in den Zug gesetzt und ist durch deutsches Land gefahren und hat geträumt und sinniert.

Die Heimat.

Alles ist ihm vertraut gewesen: der Dorfteich und der Anger mit den Gänseherden, der Kiefernwald und das Heidestück, der Ackersmann mit den Kühen und die braungebrannte Bäuerin.

Der alte Pfarrer ist längst begraben, und der neue ist sehr höflich gewesen und hat ihm die Kirchenbücher vorgelegt, und Friedrich Eiler hat fünf Tage gesessen und geschrieben. Nachher hat er alles zusammengepackt und ist doch nicht froh geworden.

Am 10. März 1881 ist der Großvater beerdigt worden. Das Grab hat er fast nicht wiedergefunden. Alte Leute werden schnell vergessen . . .

Gegen Mittag kommt Friedrich Eiler in ein Tal und merkt, daß es Zeit zum Rasten wird. Im nächsten Dörflein, das Wirtshaus steht gleich neben der Kirche, läßt er sich im Garten unter der alten Linde nieder, und die junge, geschäftige Wirtin geht ein und aus. Sie ist freundlich und kommt aus dem Fragen und Verwundern gar nicht heraus.

Nachher gehen Männer im schwarzen Sonntagsstaat vorüber.

Ja, eine Beerdigung ist heute; aber das kann niemand wissen, der aus so weiter Welt kommt. Den alten Kerckenbauer begraben sie. Uralt ist er geworden, der verschlossene und unwirsche Mensch. Fast neunzig Jahre. Der ist immer umhergegangen, als ob es nicht geheuer mit ihm wäre.

Wo es zum Letzten ging, da hat er doch noch klein beigeben müssen. Und heute weiß es das ganze Dorf:

Einen Mord hat er begangen!

Ja, das hätte ihm keiner zugetraut. Fünfzig Jahre sind es her. Da ist einer bei ihm gewesen, nicht von hier. Drei Stunden weiter, aus . . .

Friedrich Eiler blickt gespannt auf:

. . . aus Wasendorf.

„Weiter, weiter . . ."

„Eiler hieß er, Kurt Eiler . . ."

Friedrich Eiler ist blaß geworden, und der Atem stockt. Wenn die Frau nur nicht . . . Aber die Wirtin erzählt weiter und achtet auf die Vorübergehenden:

„Kurt Eiler hat noch Geld zu fordern gehabt. Der ist noch spät bei dem Kerckenbauer gewesen. Nachher hat ihn keiner mehr gesehen, bis sie ihn in der Schlucht nicht weit von hier gefunden haben. Sie haben dann erzählt, betrunken sei er gewesen. Aber der Teufel hat den Kerckenbauer beim Kragen gehabt. Den Kurt hat er die Treppe hinuntergestoßen. Der ist drunten liegengeblieben. Tot ist er gewesen. Der Kerckenbauer hat ihn vor Tau und Tag hingeschleppt, und niemand hat etwas gesehen und gemerkt, weil sie geglaubt haben, es ginge alles mit rechten Dingen zu. Als es aufs Letzte gegangen ist, hat dann der Kerckenbauer bekannt . . ."

Langsam und feierlich zieht draußen ein Leichenzug vorbei. Die Männer tragen den Sarg auf den Schultern.

Als der Kirchhof leer gewesen ist, hat Friedrich Eiler am Grabe gestanden. Eine Handvoll Friedhofserde rinnt ihm durch die Finger. Er hat still und ergriffen gesehen, wie die Erde sich zur Erde fand, und ist still davongegangen.

Nur die Wirtin hat sich über ihren Gast gewundert.

Rivalen? / Von Hildegard Maria Schäfer

Wieder einmal verließ die „Wilhelmina" den Hafen von New York; sie war auf der Heimreise nach Europa. Zuerst standen viele Passagiere an Bord und winkten einen letzten Gruß der Küste Amerikas zu, die in leichten Nebel gehüllt lag.

Dann begann ein lebhafter Betrieb in den Gängen und Kabinen. Jeder rannte mit Mänteln und Taschen, rief nach dem Steward und versuchte sich recht schnell auf dem Schiff zurechtzufinden.

Als der Gong zum „Diner" erklang, füllte sich langsam der Speisesaal, und schließlich waren fast alle Tische besetzt. Jeder hatte den Platz gewählt, wo er während der ganzen Reise seine Mahlzeiten einnehmen würde.

Fast als letzter kam ein holländischer Architekt. Er musterte die Tische und entdeckte endlich einen noch ganz freien, mit dem herrlichsten Blick auf das Meer. Dorthin setzte er sich und nahm eine Zeitung zur Hand.

Und die Stewards liefen mit Speisen und Getränken.

Nun ging noch einmal die Tür auf. Geleitet vom Kapitän, schritt eine Dame herein. Sie grüßte flüchtig und hielt auch Ausschau nach einem passenden Platz.

Alle musterten sie. Aller Blicke hingen voll Bewunderung an dieser schönen Frau. Man erkannte auf den ersten Blick die Spanierin. Das Haar schimmerte blauschwarz und war glatt zurückgekämmt. Nachtdunkel, schwer schlug sie die Augen auf.

Sie schritt, wie nur die Südländerin es vermag, — an allen vorüber, bis zu dem Tisch des Architekten.

Signora dei Fiori wünschte an diesem Tisch Platz zu nehmen. So stellte der Kapitän ihr den Holländer vor. Gar nicht lange dauerte es, da wußten sie voneinander, daß die Spanierin nach Southampton, der Architekt aber nach Rotterdam fuhr. Und als der Mokka serviert wurde, plauderten die beiden recht vergnüglich miteinander.

Am Abend beim Konzert schien Signora dei Fiori noch schöner. Um ihren zarten Hals schlang sich jetzt eine feine Perlenkette. Weiches, liebliches Rot erhöhte den Farbenkontrast zum Haar, zur schwarzen Abendrobe.

Und der Südwein perlte so warm über die Zunge, und heißer glühten die Augen der Spanierin. Sie hielten den Holländer fest in Bann.

Am nächsten Morgen traf man sich fröhlich und munter beim Frühstück. Signora nahm ein knuspriges Brötchen und schnitt es auf mit ihren zarten kleinen Händen.

Wie schön diese Hände waren! Fast grausam schön! Früher hatte der Architekt solche Hände gescheut, fast gefürchtet — und heute? Er war glücklich, sie einmal zart an seine Lippen führen zu dürfen. Und während alles frühstückte, schlenderte ein Herr durch den Speisesaal, — ein neuer Gast! Keiner hatte ihn am Tage vorher gesehen, allen war er fremd. Vor dem Tisch der Spanierin blieb er stehen, bat, auch an dem Tisch sitzen zu dürfen, und stellte sich dann vor.

„Major Gray" — ein Engländer.

Dem Architekten behagte der neue Tischgenosse gar nicht, er witterte drohende Gefahr. Und Signora dei Fiori lächelte nun nach beiden Seiten und war sich ihres Sieges bald bewußt. Es gab kaum einen Mann, der ihr widerstand, den sie nicht verzaubern konnte.

Als das Frühstück beendet, stand die Spanierin auf und ließ die beiden Herren bei einer Zigarre allein. Als die Tür sich geschlossen, beugte sich Major Gray ein wenig zu dem Holländer herüber und flüsterte ein paar Worte.

„Nehmen Sie sich vor dieser Frau in acht! Ich warne Sie!" —

Dann stand auch er auf.

Was war nun das? Entweder ein häßlicher Trick, ihn, den Holländer, kaltzustellen, oder — nein, ein . . oder gab es hier nicht . . . Und doch blieb eine unbehagliche Unruhe in ihm zurück.

Und wer war denn eigentlich Major Gray? Was sollten diese warnenden Worte bedeuten? Jedenfalls konnte man sich ein wenig in acht nehmen. Ein scharfes Beobachten konnte nichts schaden.

Während der Architekt dann in der Sonne im Stuhl lag, kam die Spanierin fröhlich auf ihn zu und wollte ihn zum „Ping-Pong" holen. Ihr Lachen klang übermütig, verlockend.

Aber nun gab er vor, wichtige Schreibereien erledigen zu müssen. Er wandte sich kurz ab, ließ sie stehen und ging in seine Kabine. Aber ihm entging nicht das scharfe Aufflackern ihrer Augen.

Und nun auf einmal war es aus mit den netten Mahlzeiten. Mißtrauen saß mit am Tisch, und nur gezwungen war die Unterhaltung. Doch Major Gray lächelte höflich, plauderte verbindlich und hatte sehr schnell die Signora auf seine Seite gezogen.

Der Architekt war sehr schlechter Laune. Er fand es empörend, daß nun die beiden einen Extratisch gedeckt bekamen, daß man ihn unbeachtet ließ.

Und die Freundschaft des neuen Tisches wuchs. Von morgens bis abends waren die beiden zusammen. Sie tranken zusammen, sie lachten zusammen und plauderten scherzend halblaut.

Nach vier Tagen tauchte die Küste Englands auf. Langsam rüsteten viele Passagiere, sie wollten in Southampton die „Wilhelmina" verlassen. Auch Major Gray ließ seine Koffer an Bord bringen, trotzdem seine Fahrkarte bis Rotterdam lautete. Signora dei Fiori war nicht mehr zum Lunch erschienen. Sie war in ihrer Kabine und zog sich das Reisekleid an.

Als das Schiff anlegte, stellte sich der Architekt auch auf, um denen ein „Lebewohl" zu sagen, die nicht weiter mitfuhren.

Da erschien — Signora dei Fiori, und gleich hinter ihr — Major Gray. Sie sah den Architekten. Schneidend hart, wie ein giftiger Pfeil, so blitzten ihre Augen. Bis zu den Lippen war sie bleich.

Und im Vorbeigehen raunte sie ein paar zischende Worte anstatt des „Lebewohls".

„Sie haben mich verraten! Sie elender Mensch!" — Und hinter ihr — Major Gray. Er zog höflich den Hut und grüßte noch einmal mit dem ihm eigenen Lächeln. Dann verließen beide das Schiff.

Der Architekt merkte kaum, daß die „Wilhelmina" weiterfuhr. Er saß in einer Ecke und kam zu keinem Resultat. Dort kam ja der Kapitän, den konnte man ja mal fragen.

„Herr Kapitän, kennen Sie vielleicht diesen Major Gray?"

„Major Gray? — den kenne ich sehr gut. Er ist ein alter Gast von uns, er fährt sehr oft mit diesem Schiff."

„Ich danke Ihnen, Herr Kapitän. Ich wußte allerdings nicht, daß man als Mann seiner Stellung sich so benehmen kann. Einfach — unglaublich!"

„Mein Herr, es ist bestimmt angenehmer, als „Major" zu reisen denn als „Architekt". Signora ist eine der schwersten Verbrecherinnen. Jetzt endlich haben wir sie gefaßt. Major Gray wollte verhindern, daß auch Sie ein Opfer jener Spanierin würden. Nun werden Sie wohl begreifen!"

Gräfin und Erzieher

Die Gräfin Festetitsch suchte einen Erzieher für ihren sechsjährigen Sohn, und es wurde ihr für diese Stellung der später so berühmte Dichter Gellert († 1769) empfohlen. Die Gräfin lud den Dichter zu sich ein, trug ihm ihr Anliegen vor und stellte ihm höchst angenehme Bedingungen. Zum Schluß aber sprach sie in wegwerfendem Tone: „Jedoch das bitte ich mir aus. Sie sind ein gelehrter Mann: machen Sie keinen gelehrten Pedanten aus meinem Sohn. Ich verlange nichts als einen leichten Anstrich von Sprachen, Mathematik, Geschichte, Geographie, Chemie, Astronomie, Diplomatie und wie die Dinge alle heißen mögen — nur einen leichten Anstrich!" — „Wenn das Ihr Vorhaben ist, gnädige Gräfin", erwiderte Gellert mit einer tiefen Verbeugung, „so rate ich Ihnen, lieber einen Anstreicher zu nehmen." Damit empfahl er sich.

Schuldner in Mexiko

In Mexiko muß es sehr zähe Schuldner oder recht ungeduldige Gläubiger geben. Die dortigen Zeitungsverleger haben sich nämlich bereit erklärt, böswillige Schuldner in ihren Blättern zu brandmarken. Wer nicht bezahlt, wird in einer Zeitung veröffentlicht, eine Berühmtheit, die in diesem Falle sehr unerwünscht ist. Es gibt mehrere Grade der Veröffentlichung, von der einfachen, kleingedruckten Zeile angefangen, bis zur wirkungsvollen Großanzeige, porträtähnlichem Bild.

Ehret das Handwerk

Der Handwerkerstand war einst ein starkes Glied im deutschen Volkstum

Dem deutschen Handwerker ist es in den hinter uns liegenden Jahren genau so ergangen wie den anderen Berufsständen, genau wie dem deutschen Bauern, dem deutschen Arbeiter und anderen: der Staat kümmerte sich wenig um das Ergehen der wichtigsten Gruppen des deutschen Erwerbslebens, ihm fehlte jeder Sinn und jede Einstellung dazu, daß, wenn man das deutsche Volk in seiner Gesamtheit vorwärtsbringen will, man jedem seiner Teile pflegliche Beachtung zuteil werden lassen muß! Erst der nationalsozialistischen Regierung war es vorbehalten, auch dem deutschen Handwerk wieder zu helfen, es herauszuziehen aus der Lähmung im Schaffen, aus der Gleichgültigkeit, die diesen Stand wie fast alle schaffenden Stände in Deutschland angesichts der staatlichen Ohnmacht befallen hatte, weil das Ziel und die Wegweisung vorwärts und aufwärts fehlten.

Wenn man aber daran denkt, daß das deutsche Handwerk heute einen Kreis von etwa vier Millionen werktätigen Volksgenossen umfaßt, daß diese durch ihrer Hände Fleiß ein jährliches Gesamteinkommen von rund 15 Milliarden Mark schaffen, dann vermag man sich erst ein Bild davon zu machen, welchen beachtlichen Teil des Volksganzen der deutsche Handwerker darstellt. Hat man sich darüber wohl schon eine richtige Vorstellung gemacht, wenn man tagtäglich den Schuhmacher, den Schneider, den Bäcker, den Dachdecker, den Rohrleger und wie sie alle heißen, in Nahrung setzte? „Handwerk hat einen goldenen Boden", so hieß es einst, und diese alte Weisheit ist in unseren Tagen wieder zu Ehren gekommen, denn immer noch gibt es wohl kaum einen Berufsstand, wo eigener Fleiß, eigenes Können und Schaffensfreude so sichtbare Früchte tragen wie beim Handwerk!

Gewiß, dem deutschen Handwerk ist es schlecht gegangen, sehr schlecht sogar. Jetzt geht es aber wieder aufwärts, und



Der Metzger, noch heute ein angesehener Handwerker.

wenn hier wie anderswo auch nicht in ein paar kurzen Jahren wiedergutgemacht werden kann, was in langen Zeiten der Vergangenheit gesündigt worden ist, so kann der deutsche Handwerker heute doch seine Arbeit wieder in dem freudigen, anspornenden Bewußtsein ausüben, daß der nationalsozialistische Staat seinen Stand genau so gut und zielsicher betreut wie jeden anderen Berufsstand.

In 50 Reichsinnungsverbänden sind etwa 200 verschiedene Handwerkszweige zusammengefaßt und vertreten. Aus dieser großen Zahl ersieht man erst die Mannigfaltigkeit des Handwerks, von der man sich üblicherweise keine oder nur schwache Vorstellungen macht. Wir wissen, daß manche Handwerkszweige uralt sind, daß sie auf eine jahrhundertelange Tradition zurückblicken können. Die Industrialisierung und die Vorherrschaft der Maschine in der Neuzeit haben wohl dann und wann das Handwerk zurückdrängen können, gefördert von falscher Begeisterung, die in der Maschine, in dem seelenlosen „Roboter" das Ideal sah, aber immer hat es doch seinen Posten behauptet und verlorene Stellungen wiedererobert!

Handarbeit bleibt eben Handarbeit, in jedes Stück, das der Handwerker in seiner Werkstatt herstellt, legt er ein Stück seiner Seele, in Form und Gefüge eine lebendige Sprache sprechend! Wenn wir uns einmal umsehen, in unseren Küchen, in unseren Stuben, in unseren Häusern und Gärten, dann kommt uns, wenn wir das bewußt tun, trotz aller Industrie und Fortschritte der Maschinentechnik erst richtig zum Bewußtsein, welche große Rolle das Handwerk im Leben des einzelnen spielt! Und



Ein tüchtiger Tischlermeister ist eine Zierde des Handwerks.

wenn man sich das einmal richtig vor Augen geführt hat, dann merkt man erst, daß man sich wohl kaum immer das richtige Bild vom Handwerk und seiner Bedeutung für die Volksgemeinschaft gemacht hat . .

Wie auf allen Gebieten, so hat auch beim Handwerk der nationalsozialistische Staat rasch und zielsicher nach der Machtergreifung schöpferische Aufbauarbeit geleistet und sich nicht mit leeren Phrasen und schönen Reden begnügt: zum Wohl des Staates selbst, aber auch zum Wohl des Volksganzen, für die das Handwerk ein großer, wichtiger Teil ist. Die Grundlage bildete das Gesetz über den vorläufigen Aufbau des deutschen Handwerks; es folgte die Schaffung der Pflichtinnungen, der Kreishandwerkerschaften und die Einführung der handwerklichen Ehrengerichtsbarkeit.

Der Befähigungsnachweis und die „Handwerkskarte" sind, in Erfüllung alter Forderungen des Handwerks selbst, die wichtigsten Grundlagen des handwerklichen Berufstums geworden: Nur wer die Meisterprüfung bestanden hat, darf einen Handwerksbetrieb eröffnen und leiten. Er wird dann in die Handwerksrolle eingetragen und bekommt als Ausweis die Handwerkskarte, die bescheinigt, daß ihr Inhaber sein Fach gelernt hat und versteht, so daß man ihm unbedenklich vertrauen kann. Auf solche Weise wird erreicht, daß im Rahmen des deutschen Handwerks für Pfuscher und Außenseiter kein Raum mehr ist; es wird die Gewähr dafür geboten, daß jedermann sich auf handwerksmäßige Arbeit verlassen kann.

Weiterhin ist angestrebt, auch handwerkliche Gütemarken einzuführen. Es soll nicht mehr so sein, daß von einem schlechten Handwerker auf das ganze Handwerk geschlossen wird, denn da die Allgemeinheit Interesse an nur guten, soliden Leistungen hat, so hat sie auch die Pflicht, alle Grundlagen für solche zu schaffen und zu bewahren. „Es ist und soll niemandem verwehrt werden", so hat Reichshandwerksmeister Schmidt einmal gesagt, „den Beruf eines ehrsamen Handwerkers auszuüben oder zu ergreifen; wer ihn aber erwählt, der soll die erforderlichen Voraussetzungen mitbringen und ausweisen; denn das liegt in seinem eigensten Interesse der Erhaltung der wirtschaftlich gesunden Existenz."

Das, um was es hier geht, ist für das Handwerk genau dasselbe wie für jeden anderen Zweig des Wirtschaftslebens: die Wiederherstellung von Treu und Glauben, der sichere Schutz der starken staatlichen Hand gegen Unehrlichkeit und Selbstsucht.

Wenn wir zurückdenken an die Zeiten der Vergangenheit, wo das Handwerk aus natürlichen Gründen einen noch viel breiteren Raum im Volksganzen einnahm, als dies heute der Fall ist, so vernehmen wir, daß die wichtigsten Lebensgrundsätze der alten Zünfte sich in überraschender Weise mit unseren heutigen nationalsozialistischen Grundgesetzen des Gemeinschaftslebens decken: Waren die alten handwerklichen Zünfte doch die Träger des Wehrgedankens; sie traten für die Reinhaltung des deutschen Blutes ein. Disziplin, Opfergeist, Kameradschaft, Achtung vor Brauch und Sitte im Volkstum, Gemeinschaft von Meister, Geselle und Lehrling, das waren die Grundlagen, die die Zünfte einst mächtig und ihre Mitglieder geachtet und angesehen machten.



Einer der repräsentativsten Handwerker, der Schmied.

So soll es auch wieder werden! Wir werden es wieder lernen, den deutschen Handwerker und seine Arbeit zu achten; wir werden ihn und seinen Stand als ein starkes Glied deutschen Volkstums und deutscher Volkskraft einschätzen. Ehret das Handwerk!

Die Betreuung des Handwerks ist, das leuchtet ohne weiteres ein, nicht nur eine Angelegenheit, die das Handwerk an sich angeht, sondern seine Förderung ist ein Teil des Aufbauprogrammes der nationalsozialistischen Regierung. Geht es dem Handwerk gut, so hat der Staat und damit die gesamte Volksgemeinschaft etwas davon!



Das Bäckerhandwerk ist wieder zu Ehren gekommen.

Photos (4) Scherlbild (M.)

Das Zeichen neben der Überschrift ist das neue Handwerkerzeichen.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

3. Fortsetzung.

Einige Augenblicke später befand sich Briener auf dem Korridor. Die Fenster mündeten nach der Straße. Sie waren mit starken Eisenstäben versehen.

Briener erblickte eine Treppe. Vorsichtig und lautlos schlich er hinab. Er gelangte bis ins Kellergeschoß. Eine Tür gab seinen Griffen nach. Durch ein kleines Fenster gelangte er von hier auf den Gefängnishof. Holzscheite warteten hier der Zerkleinerung.

Vorsichtig erkletterte Briener einen Holzstapel und schwang sich auf die Mauerbrüstung.

Er ließ sich fallen. Ohne erhebliche Verletzung landete er auf der Erde. Das Gefängnis lag hinter ihm.

Einige Tage später war Briener wieder in Berlin.

*

„Nein, ich bin nicht vollkommen überzeugt, daß dieser Brief eine Finte ist", sagte Holmes-Smigula, während er den Brief untersuchte. „Jemand, ‚der Sie anbetet', klingt ja nicht gerade geistreich. Aber schließlich, wenn jemand verliebt ist ..."

„Begeht er Dummheiten", setzte lächelnd Fernanda fort, „die ihn den Kragen kosten können." Der Direktor lachte.

„Wir können ja die Sache rasch klären", meinte Fernanda. „Ein Anruf nach Barcelona genügt."

Er empfahl Fernanda, vorläufig bei sich zu Hause ein wenig auszuruhen. Fernanda blieb nichts übrig, als den wohlgemeinten Rat zu befolgen. Es war Abend, als das Telephon schrillte. „Hallo, Fernanda, das hat aber lange gedauert", vernahm sie eine wohlbekannte Stimme. „Können Sie in einer halben Stunde hier sein? Ich erwarte Sie. Auf Wiedersehen!" Holmes-Smigula, am anderen Ende des Drahtes, hatte, ohne ihre Antwort abzuwarten, angehängt.

Herr Holmes-Smigula empfing sie mit den Worten: „In einer Stunde reisen Sie nach Spanien!"

Wenn Fernanda überrascht war, so zeigte sie es nicht. Sie wartete auf die Erklärungen ihres Chefs.

„Ich habe gleich nach Ihrem Anruf mit Barcelona gesprochen. Die dortige Polizei bestätigte mir, daß es ein Café Royal in Barcelona in der Calle Conde Asalto tatsächlich gibt. Ich habe mich gleich danach mit Frau Abelhausen in Verbindung gesetzt. Sie wünscht, daß Sie unverzüglich nach Spanien reisen ... Hier sind sämtliche Billetts bis Barcelona, zweihundertfünfzig Mark Bargeld und ein Kreditbrief, den Sie im Notfalle in Anspruch nehmen ...." Der Direktor reichte Fernanda Papiere und Geld.

„Sie behalten völlig freie Hand. Sie können tun und lassen, was Sie wollen, Fernanda. Aber kommen Sie mit dem Papier zurück! Und noch eins: Sie wissen, daß auch andere hinter dem Papier her sind. Also aufgepaßt, Fernanda! Meinen Segen haben Sie."

In größter Eile wurden die notwendigsten Sachen in einen Kupeekoffer gepackt. Fünf Minuten vor der Abfahrt des Baseler Zuges betrat sie den Schlafwagen. Man wies ihr den Platz an. Auf der unteren Bettstelle des Abteils ruhte bereits eine Dame. Bei Fernandas Eintritt wandte sie für einen Augenblick ihr Gesicht dem Licht zu. Fernanda sah das auffallend schöne, von dunklen Haaren umrahmte Gesicht der Reisegefährtin. Sie empfand, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, ein beunruhigendes Gefühl. Es mahnte sie zur Vorsicht.

Während der Zug donnernd die Bahnhofshalle verließ, stand Fernanda am Abteilfenster und dachte angestrengt nach. Sie konnte sich jedoch nicht entsinnen, der schönen Reisegefährtin jemals begegnet zu sein.

* * *

Am nächsten Tag in den frühen Abendstunden landete Fernanda in Barcelona. Sie war mehr betroffen als überrascht gewesen, als in Basel auch die schöne Mitreisende dasselbe Flugzeug bestiegen hatte. Fernanda war schnell zur Überzeugung gelangt, daß auch die Fremde Barcelona zum Reiseziel hatte. Leider verlor sie Fernanda bei der Ankunft aus den Augen. Nach einem schnellen Waschen und einem eilig verzehrten Abendessen nahm Fernanda erneut eine Taxe. Sie gab als Ziel das „Café Royal" an.

Das „Café Royal" sah von außen wenig vertrauenserweckend aus. Das Portal sah alt und verwahrlost aus.

Fernanda entlohnte den Schofför. Ein gemaltes Plakat verriet ihr sofort, daß sie an richtiger Stelle war.

„Hier spielt die berühmte deutsche Kapelle Fritz Hart!"

Fernanda passierte eine breite, spärlich erleuchtete Toreinfahrt und stand plötzlich in einem riesengroßen Saal. Rauchschwaden, Alkoholdunst — der eindringliche Geruch des Anisschnapses dominierte — und lauter Lärm schlugen ihr entgegen.

Das „Café Royal" war eines der typischen Barceloner „Music-Halls". Auf der kleinen Bühne tanzte gerade ein blutjunges Geschöpf. Das rhythmische Klappern der Kastagnetten klang erregend.

Fernanda nahm an einem der wenigen freien Tische Platz und wartete geduldig auf das Erscheinen des Kellners. Es dauerte geraume Weile, ehe einer auftauchte. Man hatte es hier scheinbar wenig eilig.

Die „Caballeros" an den Nachbartischen musterten neugierig die hübsche, blondhaarige Dame und gaben laut und ungeniert ihrer Bewunderung Ausdruck.

Endlich stand das Glas Kaffee vor Fernanda. Auf der kleinen Bühne wechselten die „Attraktionen" ohne Pause. Tänzerinnen, die sangen, und Sängerinnen, die tanzten.

Erst nach Mitternacht gab es eine Pause. Ein großer Teil des Publikums strömte in den Nebensaal, um dort dem Glücksspiel zu frönen.

Fernanda schritt auf den Kapellmeister des kleinen Orchesters zu. Fritz Hart war ein langaufgeschossener junger Mann mit einer dichten, braunen Künstlermähne. Fernanda starrte auf die Geige, die der Musiker auf das Klavier gelegt hatte.

„Herr Hart", redete ihn Fernanda deutsch an, würden Sie Ihre Geige verkaufen?"

Er blickte sie entgeistert an.

„Auch Sie wollen meine Geige haben?"

Fernanda hörte bloß das „Auch". Man war ihr wieder zuvorgekommen!

„Sie, Fräulein, sind bereits der dritte, der meine Geige erwerben will. Schon in aller Herrgottsfrühe weckte mich heute morgen ein Herr; er wollte meine Geige kaufen. Vor kaum zwei Stunden kam eine Dame mit demselben Wunsch — und jetzt erscheinen Sie . . ."

„Aber Sie haben doch die Geige nicht verkauft!" rief Fernanda, mit einem Blick auf das Instrument am Flügel.

Beinahe verächtlich griff der Kapellmeister nach der Geige.

„Wenn Sie d i e haben wollen, für hundert Peseta will ich Sie Ihnen gern überlassen! Sie kostete nämlich nur neunzig und ist nicht einmal soviel wert . . ."

Fernanda begriff; die Geige vor ihr war nicht die gesuchte.

„Und Ihre alte Violine?"

„Wurde mir vor drei Tagen gestohlen!" rief bitter der Musiker.

Fernanda erfuhr, daß der Diebstahl hier im Lokal während der großen Pause geschah. Fritz Hart hatte den Verlust bei der Polizei am nächsten Tag angemeldet; er machte sich jedoch keine allzu großen Hoffnungen, das Instrument jemals wiederzuerhalten.

Fernanda sah in dem augenblicklichen Sachverhalt einen einzigen Trost: auch die andern hatten die Geige nicht!

„Wie sah der Herr aus, der heute morgen bei Ihnen war?" fragte sie.

Der Kapellmeister zuckte die Achseln.

„Ich war völlig schlaftrunken, als ich mit ihm sprach. Ich fand nichts Auffallendes an ihm; er sprach deutsch. Er trug eine Brille."

Der Mann mit der Brille, dachte betroffen Fernanda.

„Und die Dame, die vor zwei Stunden hier war? Können Sie mir die beschreiben?"

„Ich kann Sie Ihnen sogar zeigen. Ich sah sie vorhin in den Spielsaal gehen. Kommen Sie, bitte!"

Nicht ohne Erregung folgte Fernanda dem Musiker. Sie betraten den Spielsaal. Die Menge, die im Nachbarsaal noch so laut tat, war hier merkwürdig still. Man hörte nur ein erregtes Murmeln und die monotonen Rufe des Croupiers: „Nada mas!" Nichts geht mehr!

Mit gerecktem Hals blickte sich der Kapellmeister um. „Da!" rief er leise und wies in die Richtung des Spieltisches.

Fernanda erkannte ihre schöne Reisegefährtin. Im gleichen Augenblick sah auch Oliva Blanche auf. Ihre Blicke kreuzten sich. Oliva sah noch die Geste des Kapellmeisters, der diskret auf sie zeigte. Fernanda wie Oliva Blanche waren sich in diesem Augenblick über die Identität der andern im klaren.

Die Dame des geheimnisvollen Quartetts, durchzuckte es Fernanda. Die Detektivin, die im Auftrage der Witwe des Chemikers das Papier sucht, durchfuhr es das Gehirn von Oliva Blanche.

Ein Klingelzeichen rief jetzt das Publikum erneut zur Vorstellung. Die, die dem Spiel bloß zugesehen hatten, drängten in den Saal zurück.

Oliva Blanche entrückte Fernandas Blicken. Fernanda eilte in den Saal. Die Fremde war aber verschwunden!

* * *

Am nächsten Tag, nach einem langen, erquickenden Schlaf, hielt Fernanda mit sich selber einen Kriegsrat. In ihr reifte ein Entschluß. Sie bat um ein Adreßbuch. Sie mußte feststellen, daß es in Barcelona nur allzu viele Altwarenhändler gab. Für ihren augenblicklichen Bedarf hätten auch weniger genügt. Dazu kamen noch ein Dutzend Leihhäuser und ebensoviel Musikinstrumentenhandlungen.

Sie war überzeugt, die Geige des Kapellmeisters hatte irgendein Gelegenheitsdieb entwendet, der das Instrument wahrscheinlich sofort verkaufte. Fernanda beherrschte das Spanische gut. Sie hatte das Licht der Welt in Andalusien erblickt, wo ihr Vater zu dieser Zeit deutscher Vizekonsul war. Daher stammte auch ihr spanischer Vorname.

Sie verließ das Café und kaufte einen Stadtplan. Mit Hilfe von diesem beabsichtigte sie, der Reihe nach sämtliche Leihhäuser, Trödler und Musikinstrumentengeschäfte abzuklappern.

In den ersten Abendstunden, als es ohne Übergang plötzlich dunkel wurde, hatte Fernanda kaum ein Drittel der Arbeit bewältigt. Sie war gerade im Begriff, die Stufen, die zu einem kleinen Altwarenladen führten, hinabzuschreiten, als ein Mann, der eben aus dem Laden kam, mit ihr zusammenstieß.

Fernanda, die bei dem Anprall einen ziemlich heftigen Stoß erhielt, taumelte. Der Fremde griff stützend nach ihrem Arm und murmelte: „Sie entschuldigen . . ."

Fernanda riß überrascht den Kopf hoch; der Mann hatte deutsch gesprochen! Sie erblickte für den Bruchteil einer Sekunde das Gesicht des Fremden; er trug eine Brille.

Der Mann mit der Brille, durchfuhr es Fernanda.

Er war bereits an ihr vorbei. Wenige Schritte entfernt wartete eine Autodroschke. Der Mann mit der Brille stieg ein, der Wagen fuhr los.

Fernanda sah sich verzweifelt um, doch in der stillen, kleinen Straße konnte sie keinen Wagen erblicken, der ihr eine Verfolgung der Droschke ermöglicht hätte. Es gelang ihr noch, die Nummer der Taxe zu erspähen: 9683!

Sie kehrte um und schritt die Treppen zu dem Trödlerladen hinab. In dem engen, mit abenteuerlichsten Gegenständen vollgestopften Raum saß eine dicke, alte Frau und las beim Scheine einer trüben Gaslampe eine Zeitung. Sie blinzelte mißtrauisch die Eintretende an.

„Guten Abend, Senhora", sagte Fernanda. „Ich habe soeben einen guten Bekannten, einen Landsmann, aus Ihrem Laden treten sehen. Er fuhr mir leider vor der Nase weg. Wissen Sie vielleicht, wo ich ihn antreffen kann?"

„Ich kenne ihn nicht", erwiderte die Alte unfreundlich. „Woher soll ich wissen, wo Sie ihn finden?"

Fernanda kannte das Mittel, mit dem man Leute gesprächig machte. Sie öffnete ihre Handtasche und entnahm ihr zwei Duros.

„Senhora, die zehn Peseta gehören Ihnen, wenn Sie mir sagen, was der Herr von Ihnen wollte . . ."

Der Blick der Alten wurde milder. Ihre verdächtig sauberen Finger griffen nach dem Geld.

„Er fragte, ob ich in den letzten Tagen eine — Geige erworben habe . . ."

Wäre der kleine Laden weniger dunkel gewesen, vielleicht hätte die mit allen Salben geschmierte Händlerin aus der Miene ihrer Besucherin erkannt, daß diese sich nicht betrogen fühlte. Wahrlich, die Auskunft war gut zehn Peseta wert.

„Und was haben Sie, Senhora, dem Mann geantwortet?" fragte Fernanda lauernd.

„Ich habe nicht die Geige!"

Die Antwort klang für Fernandas Ohr viel zu schroff. Sie öffnete abermals die Handtasche.

„Es wären noch zwei Duros zu verdienen, Senhora! Was wissen Sie von dieser Geige?"

Die Alte blickte habgierig nach den Silbermünzen in Fernandas Hand. Dann rückte sie mit der Sprache heraus:

„Ich habe vor drei Tagen von einem Mann eine Geige erworben . . ."

„Wo ist sie?" fiel ihr Fernanda ins Wort.

Die Alte machte eine bedauernde Geste.

„Ich habe sie noch am selben Tage verkauft. Glauben Sie mir, Senhorita, ich habe keine drei Peseta an ihr verdient . . ."

Dies interessierte Fernanda weniger. „Wem haben Sie die Geige verkauft?"

Die Frau zuckte die Achseln:

„Wenn ich seinen Namen wüßte! Der Herr vorhin versprach mir hundert Peseta für den Namen . . . Mein Gott, ich weiß ihn nicht."

Fernanda war überzeugt, sie sprach die Wahrheit. „Wie sah er denn aus?"

„Mein Gott, wie so ein Seemann eben ausschaut . . . Er war bestimmt ein Andaluse, das merkte ich an seiner Aussprache . . ."

Mehr war aus der Alten nicht herauszubekommen. „Hatte die Geige irgendein besonderes Merkmal?" forschte Fernanda.

Die Händlerin sann nach. „Ja, an der Rückseite war ein kleiner Brandfleck, wie von einer Zigarette . . ."

„Hören Sie, Senhora, ich zahle gern noch zehn Peseta, falls Sie mir einen Fingerzeig geben können, der mir ermöglicht, den Käufer der Geige aufzufinden."

Die Alte sann nach. Fernanda, im Deuten von Physiognomien bewandert, sah, die dicke Senhora strengte nicht ihr Gedächtnis an. Vielmehr rang sie nach einem Entschluß.

„Zwanzig Peseta!", erhöhte Fernanda ihr Angebot.

Die Frau schnappte nach dem Geld wie ein Hund nach einem fetten Bissen.

„Der Matrose erzählte mir, er sei auf einem großen Segelschiff. Gehen Sie, Senhorita, nach dem Hafen; große Segelschiffe sind heute selten . . . Sie brauchen nicht lange nachzufragen."

Fernanda verließ den kleinen Laden. Mit der ersten Autotaxe fuhr sie zum Hafen. Es war sieben Uhr abends, die Straßen fingen an, sich zu beleben, Backwarenhändlerinnen, Stauer, die von der Arbeit kamen, Zeitungsverkäufer schritten an Fernanda vorbei.

Im Hafenamt gab man ihr Auskunft. In der letzten Woche hatten bloß zwei größere Segelschiffe den Hafen von Barcelona aufgesucht. Ein norwegischer Segler „Melö" und der Spanier „Don Ubaldo". Fernanda erkundigte sich nach der Lage der beiden Schiffe.

„‚Melö' finden Senhorita auf Pier 7; ‚Don Ubaldo' ist heute mittag ausgefahren", sagte der junge Hafenbeamte und blickte etwas verliebt die blonde junge Dame an.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 30. Juni 1935

Neußens grüßgefloffen!

Da sie nun endlich angebrochen ist, die Hitze, die sommerliche Hitze, nach der wir wochenlang gemeckert haben, dürfen wir natürlich keine noch so kleine Lippe zur Klage kreuseln; aber wir sind schon feste dran; wir haben alle schon wieder vergessen, daß wir noch vor 8 oder 10 Tagen geseufzt haben „ne, nee, datt iß doch keine Sommer!" Das hat sich dann der Sommer so sehr zu Herzen genommen, daß er nun mit elementarer Gewalt ausgebrochen ist. Um die Hitze noch zu steigern, haben dann vergangenen Samstag die streitbaren Neußer Kohlenhändler noch einmal eine Propagandafahrt unternommen, obwohl einem der Gedanke an Kohlen und Ofen im Augenblick durchaus umsympathisch ist. Aber die anderen Konjunkturen sind ausgebrochen; die der Eismänner und Eisfrauen, der Konditor-Eis-Lieferanten, die sich nun auch mehr zu regen anfangen, um gegen die „fliegende Konkurrenz" nicht zu viel Boden zu verlieren. Die Wochen der „Isbotteramme" sind angebrochen und der zu Tode gehetzten Blockeislieferanten, die Badehose und der Schwimmanzug haben Konjunktur, das Sommerkleid und der Sommerhut, die rocklose Mode oder das „Leinenwöbchen", auch der Strohhut versucht es noch einmal mit einem Angriff auf das Traditionsgefühl und auf die ältere Generation, die sich noch nicht der Tatsache als Faktum unterworfen hat, daß der männliche Strohhut etwa eine absolute Lächerlichkeit sei. Ganz sicher werden wir in einigen Jahren auch wieder **reumütig zum Strohhut zurückkehren**, wenn sich erst die von den fraglos vorurteilsfreien Mediziner-Gutachtern den hutlosen Zeitgenossen vorausgesagten Kahlköpfe und Gehirnschwünde eingetreten sind. Dann wird wahrscheinlich sogar der Strohhut verordnet werden, und die Krankenkassen werden solche Rezepte honorieren. Noch ist es zwar nicht soweit, aber da die „Döktersch" meistens recht haben, so müssen wir mit diesen Epidemien rechnen, oder aber wir müssen eben doch auch im Sommer und überhaupt Hüte tragen.

Aus dieser tiefsinnigen Betrachtung sollte keiner der Leser den Schluß ziehen, daß es auf der Redaktion beim unpolitischen Chronisten besonders heiß wäre; dieser Tiefsinn hat mit der Hitze nichts zu tun.

Vielmehr ist die Sache so, daß auch der unpolitische Chronist eine geradezu fanatische Freude über den Sommer empfindet; ein bißchen weniger wäre auch ihm zwar lieber gewesen, ein etwas sanfterer Uebergang zur heißen Jahreszeit, da wir ja die warme nicht einmal gekannt haben in diesem Jahre; aber da es nun so weit ist, wollen wir nicht unnötig über die Hitze schimpfen. Unsere Schuljugend ist sogar sehr zufrieden damit, und auch die Lehrer aller Arten und Geschlechter sind nicht besonders niedergeschlagen, wenn der Hausmeister oder Schuldiener mit der Nachricht kommt, daß er und der Direktor oder Rektor gemeinsam beschlossen haben, der Unterricht müsse wegen der Hitze unbedingt ausfallen. Wir Nichtlehrer und Nichtschüler haben da den Neid verlernt: im Gegenteil: der unpolitische Chronist macht sich eine Freude daraus, eine Probe auf sein Heldentum zu machen, indem er gerade diese Zeilen über das „Hitzefrei" zu einer Stunde schreibt, da die Schule längst wieder wegen Hitzefrei geschlossen haben dürfte.

Gewiß,... wir können gönnen! Sollen ruhig alle frei haben, im Wasser liegen oder auf dem Sofa! Nur müßte ja eigentlich auch der ansonsten tätige Mensch gelegentlich Hitzefrei bekommen können, wenn es so lecker warm ist, wie gerade heute, da diese Zeilen geschrieben werden.

Eigentlich wollte ich mir selbst in dieser Woche einmal hitzefrei gegeben haben; aber ich habe es denn doch gelassen; denn wenn die anderen Zeitungen solchen Entschluß nicht mitmachen, dann wären wir die Dummen.

Aber Hitzefrei ist eine herrliche Einrichtung; schade, daß es noch nicht für alle eingeführt ist; man müßte einmal eine Eingabe machen!

• • •

Die lieben, süßen Mücken!

Man wird wohl sagen dürfen, daß in Neuß eine Mücken-Epidemie ausgebrochen ist; sie wird auch an anderen Orten ihre Tücken haben, aber da wir Neußer eben unter den Neußer Mücken zu leiden haben, so sind wir diesen eben besonders böse. Die lieblichen Juni-Nächte, die schon morgen ihr Ende erreichen, indem es schon wieder Juli-Nächte sind, haben es an sich gehabt; wir haben uns einige Beine ausgerissen, daß nun bald Hitze und Sommer sein möchte, und da wir sie plötzlich bekamen, mußten wir feststellen, daß auch in dieser Richtung kein Glück der Erde vollkommen ist. Die Mücken stören unseren Seelenfrieden erheblich; sie haben sich vorgenommen, uns das bißchen Sommer, das uns verblieben ist, auch noch zu verschandeln und wenn wir von des Tages Frohn auszuruhen uns anschicken, hören wir auf einmal jenen Ton, der uns in Empörung, Verzweiflung, Furcht und Schrecken versetzt: „iiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiii.i.i. so oder so ähnlich hört es sich an, wenn die Bestien sich uns nähern, und dann hauen wir schon ohne Besinnung oder ohne Visierung in die Gegend, weil wir wenigstens dieses blutdürstige Tier erschrecken wollen; erst der zweite Schlag hat mehr System, und wenn wir das Wild erlegt haben, dann stellen wir meistens fest, daß wir ein sehr schuldiges zur Strecke gebracht haben, das schon allerlei von unserem Blut gesogen hatte, weil wir ihm offenbar besonders gut schmecken. Außerdem haben wir mittlerweile schon alle einen „Mückenkomplex". Wir bilden uns ein, daß sich alle Mücken der Erde ausgerechnet an unserem Zimmer oder in unserem Gärtchen ein Stelldichein gegeben haben, daß sie es auf unser „Kind" abgesehen haben (— sie meinen die sorgenden Mütter der Babys —), daß gerade besonders unser Blut von den Mücken als eine besondere Delikatesse bezeichnet worden ist, so daß sie sich auf uns, gerade auf Dich, lieber Leser, stürzen, als gäbe es keine anderen Menschen mehr auf der ganzen Welt.

Natürlich übertreiben wir in solcher Situation; wir sind sicher, daß auch der liebe Nächste sein Teil von der Mückenplage abbekommt, mag er wohnen, wo er will. Wir gehen den Bestien mit den bekannten Mitteln zu Leibe, mit Essig, Salmiakgeist oder sonstigen duftenden Ingredienzen, und wir leiden diese Qualen, weil wir im Frühjahr oder im Winter jene sonst bekanntgemachten vorbeugenden Maßnahmen versäumt haben, oder weil unser Nachbar, nein, die bei weitem große Ueberzahl unserer Mitmenschen und Zeitgenossen weder den Keller „ausgeflämmt" haben, und weil die Teiche und Tümpel und Pfützen nicht vorbeugend behandelt worden sind. Dieses Gefühl der Mitschuld macht unsere Qualen erträglicher, wenn wir uns kratzen müssen oder wenn wir wütend aus dem Schlaf auffahren. Unser Leid wird in diesem Jahre noch größer, weil die nasse Frühjahrszeit die erste Brut der Stechmücken zum Unterschlüpfen veranlaßt hat, und in diesen Unterschlüpfen haben dann die Mücken vor lauter Langeweile wieder Eier gelegt, und infolgedessen schlagen wir uns jetzt mit mindestens zwei Jahrgängen dieser Biester herum.

Das gehört zu den „Freuden des Sommers"; doch dürfen das die Schüler in ihren einschlägigen Aufsätzen nicht schreiben. Wir Erwachsenen aber dürfen es; und wir tun es auch: aus Wut, aus Mangel an besserem Stoff, aus Freude am Schimpfen und am Kritisieren. Mücken müssen sich Kritik gefallen lassen.

• • •

Italien Ordnungsmaßnahmen

Italien hat besonders strenge Gesetze für besondere Fälle; in Genua ist ein Brautpaar, das sich in der in der Stadt gelegenen Gallerie Mazzini geküßt hat, zu drei Monaten Kerker verurteilt, allerdings bei einer Bewährungsfrist von 5 Jahren, d. h., die nunmehrigen Eheleute brauchen ihre drei Monate Kerker für öffentliches „Bützen" nicht abzubrummen, wenn sie in den folgenden 5 Jahren solchellebeltat nicht mehr in der Oeffentlichkeit verüben; und das werden sie wahrscheinlich nicht tun, weil sowas ja überhaupt aufhört — wenigstens in der Oeffentlichkeit — wenn man erst verheiratet ist.

Bei der Verhandlung führte das angeklagte Brautpaar übrigens zu seiner Entlastung an, es habe sich um einen Abschiedskuß gehandelt, die auch vor dem italienischen Gesetz in der Oeffentlichkeit erlaubt sind. Aber es gab einen Zeugen, einen Stadtsoldaten, der die Untat gesehen hatte, und der das vorgeschriebene Aergernis genommen hatte; und dieser Zeuge sagte aus, daß es mitnichten ein Abschiedskuß gewesen sei, dessen äußeres Merkmal Flüchtigkeit, und dessen Kulisse entweder der Bahnhof oder sonstwas Abschiedsmäßiges sein muß. Dafür sei die Angelegenheit zu heftig und zu dauerhaft gewesen, wenn auch der Umstand, daß der Bräutigam tatsächlich auf eine lange Reise ging, für den Standpunkt der armen Angeklagten sprach. Aber das Gericht verknackste, und jedermann wird zugeben müssen — da kennt das Mitleid keine (Landes-) Grenzen — daß dieser Augenblick, gelebt im Paradies, ziemlich teuer bezahlt ist, wenn es sich auch um einen noch so langen Dauerbrenner gehandelt hat.

Wenn man übrigens die italienische Rechtsprechung auf unsere deutschen Verhältnisse anwenden wollte, dann kämen astronomische Zahlen bezüglich der an sich verwirkten Kerkerstrafen heraus..."

• • •

Zum Schutz der Neußer Vogelwelt

Auf unsere Abhandlung von vor einigen Wochen erhielt ich folgende Zuschrift, die ich ohne weiteren Kommentar veröffentliche:

„Lieber Herr Diaz!

„....Die Freunde der heimischen Vogelwelt werden Ihnen Dank dafür wissen, daß Sie sich für den Schutz der heimischen Vogelwelt eingesetzt haben. Den Artikel, den man Ihnen zum Schutz der Nachtigall eingesandt hatte, traf schon das Richtige, wenn er sagte, daß übermäßiges Roden, so gut es auch gemeint sein mag, in den Anlagen und Parks nicht das Richtige ist. Ganz sicher wird die städtische Gartenverwaltung dem Vorschlag folgen, indem sie da und dort mehr „Wildnis" pflegt, die von den brütenden Vögeln besonders geschätzt wird, aber auch dem Aufenthalt und der Ungestörtheit dienlicher ist. Darüber hinaus, aber gibt es noch einen sehr wunden Punkt im Vogelschutz; das Luftgewehr ist ein Feind der Vögel, wenn es auch immer heißt, es werde nur gegen die „Möschen" in Anwendung gebracht. Ganz sicher aber fallen ihm auch andere Vögel zum Opfer, denn die meisten jungen Schützen vermögen doch nicht immer die Vogelarten untereinander zu unterscheiden, und es ist sicher keine Behauptung in das Blaue hinein, wenn man behauptet, daß auch andere Vögel den Schützen zum Opfer fallen. Wenn übrigens die Spatzen die „schröcklichen" Raubvögel sind, die man aus ihnen machen will — ich selbst denke nicht ganz so vernichtend darüber, wahrscheinlich, weil ich keinen Kirschbaum im Garten habe — dann könnte man ja „amtlich" gegen sie zu Felde ziehen, ehe man durch Verächtlichmachung der Mösschen diese zum Freiwild erklärt. Keinesfalls aber sollte jugendlichen Luftbüchsenbesitzern die Entscheidung darüber überlassen werden, ob dieser Vogel da ein Spatz ist oder eine andere, mehr geschätzte Kreatur in der Vogelwelt. Und dann denken Sie einmal, was es für eine Versuchung ist, wenn einem jungen Schützen plötzlich irgend ein anderer Vogel vor die Flinte kommt! Glauben Sie, daß er immer zu „entsagen" in der Lage ist, oder meinen Sie nicht auch, daß es zu vielen „Justizirrtümern" kommt, wenn der Schütze erst den Finger am Hahn hat? Ich sehe häufig genug in den Anlagen oder an deren Rande die Luftbüchsenschützen auf dem Anstand, und ich habe meine Bedenken.

Wenn meine Einwendungen und Gedanken Ihnen für wert erscheinen, daß Sie als eine Fortsetzung Ihrer Neußer Vogelschutzbestrebungen angesehen werden, dann machen Sie damit, was Sie wollen...."

• • •

Bekenntnis zum eigenen Mangel

Auch der unpolitische Chronist, der sonst immer so sehr heimatkundig tut, als ob er jede Falte seiner engeren und weiteren Heimat so gut kenne, muß in dieser Woche ein umfassendes Geständnis ablegen insofern, als er zugeben muß, daß er erst in den letzten Tagen hinter eine besondere Schönheit der engeren Heimat gekommen ist; das ist Liedberg.

Gewiß war ich schon einmal früher auf dem Liedberg; so einmal eben „husch, husch, — hasch mich; ich bin schon wieder fort!" Aber da ist es doch schöner, als man so mit einem Blick und mit einem Wort schon sagen kann; da ist die Burg, da ist der Busch, da ist das Hoppbruch, und auch der Anmarsch hat schon seine Reize; Liedberg ist bislang offenbar vielmehr die Domäne und der Ausflugsort für Gladbach, was übrigens auch bis zu einer gewissen Grenze für Schloß Dyck und Hülchrath zutrifft; aber wir meinen, daß die Neußer sich auch einmal an die andächtige und wiederholte Betrachtung dieser Gegend geben sollten. Sie zu erreichen hat "eine Tücken, zugegeben! Aber für Wanderer und Radfahrer gibt es da kein Hindernis; wer nicht gut zu Fuß ist, der muß sich ein paar Stationen der Eisenbahn anvertrauen. Der Eisenbahn auf „Gladbach" zu. Vor allem aber sollten die Heimatfreunde im nächsten Jahr einmal überlegen, ob nicht ihre „saison-end-party" in diese Gegend gehen müßte. Denn das hat dann seine Folgen: erstens würden auf diese Art die Neußer einmal an dieses Idyll von Liedberg herangeführt werden, und zweitens wäre dann die Gewähr gegeben, daß die Gegend dann auch von anderen bereist werden würde, weil die Heimatfreunde eben über ihre Entdeckerfahrten nicht zu schweigen pflegen. Das macht sich auch an der mittleren Erft zwischen Bergheim und Neuß bemerkbar, seitdem die Neußer in so rauhen Mengen dort gewesen sind. Es hat sich rundgesprochen, wie schön es im Erfttal ist, und nun wollen es die anderen, die das erste Mal nicht mit dabei waren, es auch wissen; infolgedessen trifft man nun in diesen gesegneten Gefilden allerlei Wanderknaben, Knäbchen usw., und auch Schulen wenden sich an ihren Wandertagen der mittleren Erft zu, so daß sie aus ihrer Isolierung herauszukommen scheint. Keiner braucht allerdings Sorge zu haben, daß es dort über die Wanderer und Ausflügler fallen könnte; so schlimm ist es nun wieder nicht, und das ist gut so. „Mode" wird übrigens die Erftniederung zwischen Bergheim und Wevelinghoven niemals werden; dafür fehlen alle Voraussetzungen; aber sie muß doch von denen gekannt sein, die Heimatliebe und Heimatkunde nicht nur aus dem Auto oder aus dem Buch heraus pflegen.

• • •

Die Rache der Düsseldorfer Schwiegermütter

Der Volksmund behauptet wohl recht zutreffend, daß die Liebe durch den Magen geht und tatsächlich gibt ja die Praxis in vielen Fällen diesem Sprichwort recht. Das ist nun einmal eine jener, den Idealisten vielleicht etwas traurig stimmende Realitäten, mit denen man eben rechnen muß, auch wenn die Sprache des Herzens noch so betörend schön in zarter Lyrik tönen mag. Die Genremaler sollten getrost einmal Gott Amor eine Küchenschürze umbinden und ihm einen Kochlöffel in die Faust geben.

Um alle diese Dinge wußte Lieschens Mutter, und als ihr eines Tages die Tochter das Geheimnis anvertraute, daß sie einen jungen Mann namens Alexander in ihr Herz geschlossen habe, lud sie den Freiersmann in kluger schwiegermütterlicher Vorsorge ins Haus. Alexander fand, daß sich seine Beine eigentlich recht bequem unter der Schwiegermutter Tisch ausstrecken ließen und da auch die Besetzung der Tafel selbst sich seinem Gaumen als äußerst schmackhaft erwies, wurde aus der ersten offiziellen Einladung bald eine für ihn sehr liebe Gewohnheit. Schwiegermutters Fleischtöpfe erwiesen sich mit der Zeit als gut versorgt und so könnte man eigentlich zu der Annahme berechtigt sein, daß auch in Bezug auf das Verhältnis zwischen Alexander und Lieschen alles „in bester Butter" gewesen wäre, zumal mittlerweile Verlobung gefeiert und das zweite Jahr der Bekanntschaft ins Land gegangen war. Doch da blieb eines Sonntags der für Alexander bestimmte Braten ungegessen und im Verlaufe der nächsten Wochen wurde es für die beiden Frauen zur schrecklichen Gewißheit, daß der Jüngling ein für allemal die gute Kost im Stich gelassen und das Verlöbnis mit Lieschen aufgegeben hatte.

Die Schwiegermutter, die die ihrer Kochkunst und ihrem Lieschen angetane Unehre nicht überwinden konnte, kochte darauf vor Wut. Sie lief zum Kadi und verlangte, daß der undankbare Kostgänger und Liebhaber ihr die „Futterkosten" vergüte, die sie für ihn zwei Jahre hindurch aufgewandt hatte, und da sich bei ihr Gerechtigkeitssinn und Gewissenhaftigkeit in seltenem Maße paarten, war bei der Aufrechnung kein Teller Fleischbrühe, auch nicht die Hähnchen in Reis, die appetitlichen Portionen Pudding oder gar die Gläschen Waldmeisterbowle vergessen, mit denen die Liebe des treubrüchigen Jünglings bei Stimmung und Kräften gehalten worden war. Auf Heller und Pfennig sollte der Treulose berappen, was man an ihn an guten Sachen verschwendet hatte.

Aber das Oberlandesgericht konnte sich der schwiegermütterlichen Argumentierung nicht anschließen. Wenn eine Entschädigung überhaupt zuzubilligen sei, so entschied das Gericht, so könne dies jedenfalls erst vom Tage der förmlichen Verlobung an geschehen, wobei jedoch noch zu prüfen sei, ob die Alexander aufgetischten „Appetithappen" nicht „als in Betätigung allgemein üblicher Gastfreundschaft gewährt" anzusehen sind.

• • •

Zeitgenossen

Auf dem Friedhof in Koblenz am Rhein findet man zu seinem Erstaunen Grabmal und Gedenkstein für den noch lebenden 81 Jahre alten ehemaligen Regimentstambour des Regiments von Goeben, Peter Esser. Da der Greis keine Verwandten mehr hat, die dies nach seinem Tode besorgen könnten, schmückt er selbst noch bei Lebzeiten alltäglich sein eigenes Grab, sitzt davor, in tiefsinnige Betrachtung der Inschrift auf dem Grabstein versunken, die ihm in lakonischer Kürze die ewige Auferstehung schon heute verheißt, und bewundert seine dereinstige Ruhestätte.

In Vallendar am Rhein lebt als letzter deutscher Rentner Napoleons I. der heute 78 Jahre alte Drechslermeister Louis Napoleon Eugen Michel Gervin. Die vielen Vornamen erhielt der Greis seinerzeit zur Erinnerung an den Korsen. Gervins Urgroßvater hatte in der Schlacht bei Austerlitz dem Kaiser das Leben gerettet, war jedoch hierbei selbst so schwer verwundet worden, daß er in einem Wiener Lazarett seinen Verletzungen erlag. Napoleon verfügte hierauf, daß allen männlichen Erben seines Lebensretters „in alle Ewigkeit" eine lebenslängliche Jahresrente von 600 Franken zu gewähren sei. Dieser Anspruch ging am 11. Februar 1889 auf Louis Gervin über, der die Rente noch heute bezieht. Infolge der Entwertung des Franken ist die Summe, die vor dem Krieg noch 400 Mark betrug, allerdings auf etwa 70 Mark zusammengeschrumpft. Während der Kriegsjahre 1870—71 und 1914—18 ruhten die Zahlungen, wurden jedoch nach Friedensschluß durch den französischen Staat jeweils wieder aufgenommen, unter Nachzahlung der ausgebliebenen Beträge. Jedesmal, wenn die Rente fällig ist, muß jedoch der letzte Rentner Napoleons einen behördlichen Nachweis erbringen, daß er tatsächlich noch am Leben ist.

Deutschlands einzigen und letzten Nachtwächter trifft man in Kaiserswerth. Es handelt sich hier allerdings weniger um einen regelrechten Wachdienst zum Schutze der Bürgerschaft, als um ein recht geschickt gewähltes Mittel zur Förderung des Fremdenverkehrs. Der Nachtwächter Karl Krafft, im Hauptberuf Landhelfer an der Diakonissenanstalt, versieht daher auch seinen Dienst nur zum Wochenende. Mit Horn und Hellebarde, alter Nachtwächtermütze und Lampe bewaffnet, geht er in den Abendstunden des Sonnabends und Sonntags von Platz zu Platz, bläst sein Signal und sagt sein originelles Stundensprüchlein. In den Kreisen der Fremden wie der Einheimischen hat diese Neueinführung natürlich allgemeinen Anklang gefunden.

Diaz.

„Fahrt in die Ferne"

Eine kleine Plauderei über das Reisen

Von Rolf Herbert Kunze.

Der Start:

Schon die Bahnhöfe sind so verschieden. Es gibt große, geräuschvolle, mit Hast und Eile angefüllte und kleine, versteckte, von denen keiner spricht. Ein schmaler Wiesenweg führt zu den zwei Schienensträngen und dem Stationsgebäude, das in einem Garten mit vielen Blumen träumt. Die Gleise glühen in der Mittagssonne, ein vergessener Güterwagen rostet. Drei Hühner picken geschäftig. Sonst ist alles still. Plötzlich: Kling, klang! Kling, klang! Das Signal der Nachbarstation. Der Herr Vorstand mit der roten Mütze erscheint, eine Bäuerin huckt ihren Tragkorb auf, Milchkannen klappern und — da ist er schon! Fauchend und schnaufend keucht das schwarze Ungeheuer heran. Die Hühner flüchten gackernd auf das Nebengleis. Ein paar Rufe, der verrostete Güterwagen wird merkwürdigerweise rangiert, ein Pfiff der Lokomotive, und die Maschine zieht wieder an. Der Herr Vorstand geht in das Häuschen zurück, legt seine Mütze und sich selbst auf das Sofa mit dem schwarzen Wachstuchüberzug. Die Hühner zerren an einer zurückgelassenen Apfelsinenschale. Ein kleines Mädchen rattert mit den leeren Milchkannen ins Dorf. Und wieder ist Stille. Die kleine Station schläft.

Eine gigantische Glashalle spannt sich über hundert Gleise. Die Luft dröhnt vom Stampfen der Schnellzugslokomotiven, von den Rufen der Fremden, von dem Lachen schöner Frauen. „Morgenausgabe! Abendausgabe! Siesta-Reisekissen! Warme Würstchen! Bier, gefällig?! Reklame schreit aus allen Ecken. Ein Zug kommt an, ein Zug fährt ab. Wien! Neapel! Amsterdam! Die Welt wird klein. Ein Netz spinnt sich von Metropole zu Metropole. „Einsteigen!" rufen die Schaffner und klappen die Türen zu. Letzte Küsse, letztes Händeschütteln. Rotes Licht — grünes Licht. Die Lokomotive faucht und stöhnt. Ganz langsam drehen sich die Räder. Allerletzte Küsse — allerletztes Händeschütteln. Kleine und große Tränen werden zerdrückt, Tücher wehen im Winde — bis der Zug in der ersten Kurve verschwindet. — Auf dem Bahnsteig zündet man sich dann eine Zigarette an oder zieht das Rouge der Lippen nach. An der Sperre trifft man ganz zufällig einen Freund oder eine Freundin. Es gibt doch auch Eisenbahnunfälle! — Sicher ist sicher.

Unterwegs: Auf der Lokomotive.

„Wie geht's der Luise —?" fragt der Führer den Heizer.

„Schlecht", sagt der und füttert die gefräßige Maschine.

Luise liegt im Spital und erwartet das vierte Kind. Sie ist so zart und so still und so glücklich. Morgen bin ich wieder bei ihr, denkt der Heizer. Hoffentlich lebt sie noch. Stellwerk 9, die große Brücke, an der Blockstation steht das Vorsignal auf Halt, knirschend schleifen die Bremsen — endlich grün, und weiter rollt die Schlange. Zwei Menschen stehen am Führerstand und wachen über Hunderte. Ob Regen, ob Wind, ob Sonne oder Schnee, die beiden sind auf ihrem Posten. Am Feiertag stecken sie ihrem eisernen Pferd ein paar Zweige an oder ein Büschel Blumen. Auf großen Stationen befühlen sie die heißen Gestänge und gießen liebevoll Öl auf den blanken Stahl. Sie lieben ihre Maschine, die jedem Hebeldruck gehorcht. Sie kennen jeden Baum auf ihrer Strecke, den Tunnel, den Berg. Manchmal winken ihnen Kinder zu, oder ein Mädchen mit blonden Zöpfen, das erwartungsvoll am Fenster steht.

Das Ziel: Die Heimat.

Felder, Wiesen, Felder. Ein dunkler Laubwald und die weißen Stämme der Birken. Die Äcker dampfen, und die Erde riecht kräftig nach Sommer und Heu. Heimat! Ich hab' dich wieder!

Gehöfte aus Fachwerk und solidem Holz. In den Ställen rasselt das Vieh an den Ketten. Eine Glocke läutet von fern. Im Dorfteich spektakeln die Frösche; die alte Wassermühle klappert immer noch. Ein Mädchen sitzt in der Laube und singt. Man liegt im Grase und kaut die süßen Halme, die wie Anis schmecken. Kühe weiden friedlich auf den Hängen. Das Bimmeln ihrer Glöckchen schläfert uns ein. Warm blüht das grüne Moos von der üppigen Sonne. Fast könnte man glauben, es läge Schnee auf den Wiesen, soviel Gänseblümchen gibt es hier. Abends kommt dann die zärtliche Dämmerung und legt sich über das Dorf. Die Rosensträucher duften in süßer Reife. Manchmal schluchzt ein Vogel im Schlaf, manchmal fällt ein dicker Apfel ins Gras. Ganz deutlich hört man das raunende Schwärmen der Bienen, die in dicker Traube im Walnußbaume hängen. Wie eine bleiche Mitternachtsblume wächst und wächst der Mond. — Heimat! Ich habe dich wieder —

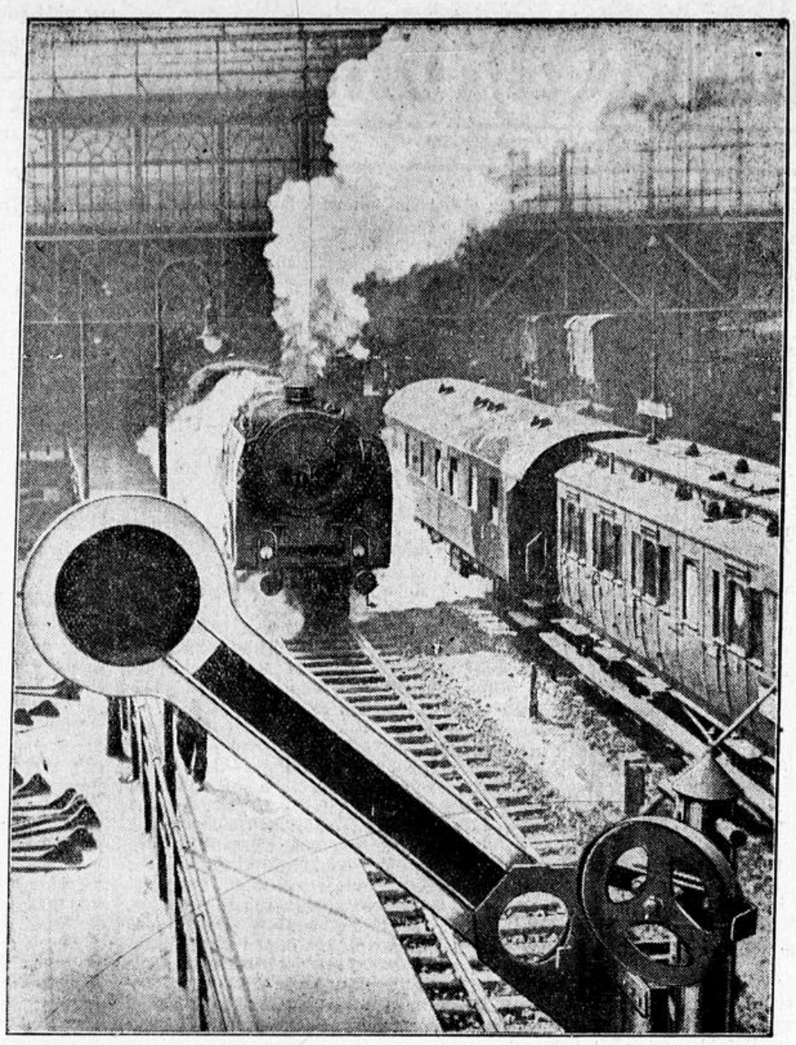


Photo: Wilki Engel.

Ausfahrt frei!

Das Bad der Saison:

Hier ist das Leben ein einziger Traum. Sorglose Menschen wandeln durch Sonne und Seligkeit. Hochstapler und Gentlemen. Damen und andere. Prominente spazieren auf den schönsten Wegen der Welt. Im Kurpark streicheln grüne Palmen den azurnen Himmel. Tennis und Golf. Reiten und Forellenfischen. Modetees, Autoturniere und Taubenschießen. Roulette, Bakarat und Flirt. Am Abend die Oper, das Souper und die Bar. Gletscherschnee oder Wüstensand. Enzianwiesen oder die Cote d'Azur. Musik und Tanz und Tempo! Tempo, Tempo, was heute modern ist, ist morgen schon längst vorbei. Und über allem steht das Grandhotel! Hier ist alles exclusiv. Hier ist alles vom Besten! Menschen kommen, Menschen gehen. Der Lift fährt auf und nieder. In den Sesseln rekeln sich Gents. Zeitungen rascheln, schöne Frauen schweben über wertvolle Perser. Ganz leise hört man die Musik.

Nur nachts liegen die Korridore still. In endloser Reihe steht die Schuhparade. Irgendwo läuft noch ein Bad voll. Das Personal und Hoteldiebe sind noch bei der Arbeit. In Zimmer 79 wird gelacht. In Zimmer 90 weint ein Mädchen. Seufzer, Lachen, Liebe. Wer ist es? Was ist geschehen? Glück oder Verderben —? Immer dasselbe und immer ewig neu!

Seid fröhliche Feriennenschen

Von Eva Schwandt.

Darüber besteht wohl kein Zweifel, daß jedem arbeitenden Menschen seine Ferien gegeben werden sollen. Einmal im Jahre muß er ausruhen, einmal den Alltag hinter sich werfen und jenseits jener Grenzen stehen, die ihm Arbeit und Pflichten ziehen. Die Frage ist also nicht: sollen wir Ferien geben und Ferien nehmen — denn sie ist längst beantwortet. Aber eine andere heischt Beantwortung.

Was die Ferien bezwecken, sagten wir bereits: den Menschen aus dem Alltag befreien. Ferien sind die Voraussetzung dafür. Fragt sich nur, ob wir alle von den Ferien gerade diesen Gebrauch machen: den Alltag abstreifen und für die kurze Zeit zu rechten, fröhlichen Ferienmenschen werden. Zu Menschen ohne Arbeit, ohne Pflichten, losgelöst von den Sorgen des Alltags, ausgebrochen aus dem Trott der Tagesmühle, entrückt der hetzenden Peitsche des Tempos — Menschen, die ausruhen. Das nämlich ist der Sinn des Wortes „Ferien".

Nun wollen wir zugeben, daß unter „Ausruhen" vielerlei verstanden werden kann. Der eine findet die Ruhe, wenn er ungestört eine Bastelei vornehmen darf, die ihn seit Monaten lockt; der andere muß sich ins Gras werfen und faulenzen; ein anderer findet die innere Ruhe wieder, wenn er vor Bildern oder Schlössern oder Brunnen in Betrachtung versunken steht; und wieder einer ist wunderbar entspannt, wenn er durch die rauschenden Wälder wandern kann, ein zweiter nach einem Gang durch die früchteschweren Felder, ein dritter verliert die Alltagsschwere unter dem Rauschen der Meereswellen. Und wollt ihr es glauben, daß es auch Menschen gibt, die sich ausruhen in dem Getriebe und in der nimmermüden Betriebsamkeit der Großstadt!

Es gibt also kein alleingültiges Ferienrezept, es sei denn das eine: einen jeden nach seiner Fasson selig werden lassen.

Aber wir kennen auch andere Menschen. Mit ihnen müssen wir uns auseinandersetzen, ihnen ins Gewissen reden. Es sind jene Hilflosen, die nicht wissen, was sie mit ihren Ferien anfangen sollen. Die ihre Ferientage oder -wochen genau so mickrig und meckrig, so unzufrieden und gehetzt, so hilflos und leer verbringen wollen, wie sie die Tage und Wochen und Jahre bisher verbracht haben. Denen gilt unser Ruf: Seid rechte, fröhliche Ferienmenschen!

Ich weiß, Sorgen, die zwangsläufig sind, lassen sich nicht bannen; und es sind ihrer viele. Aber man ist doch soviel Herr über sich selber, daß man sich von den Sorgen unterkriegen läßt oder sie beherrscht. Ganz abgesehen davon, daß sich gerade diese Menschen Sorgen machen, von denen man überhaupt nicht weiß, was ihr Grund ist. Diesen verbissenen Volksgenossen müssen wir ins Gewissen reden: ein anderes Gesicht, bitte! Frei den Kopf und offen das Herz! Dazu sind die Ferien da und dazu verhelfen sie, wenn man sich nur ganz von dem Alltag löst.

Dazu ist nicht nötig, daß wir uns auf eine Weltreise begeben. Gewiß, eine Reise ist schön, nichts ist besser geeignet, den alten Adam gründlich auszulüften, als ein Wechsel der Umgebung. (Und es gibt der Möglichkeiten viele, nachdem die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" das segensreiche Ferienwerk durchführt.) Aber wir müssen nicht verreisen und wir können doch rechte, fröhliche Ferienmenschen sein, wenn wir nur den grauen Alltag in die Ecke werfen!

Bamberg

Von Rudolf Herzog.

Gleich einer Schaubühne breitet sich die alte Bischofsstadt über sieben Hügel hinweg, fällt stufenförmig zur zweigeteilten Regnitz ab und füllt noch weithin das fruchtbare Tal, das sich zum Main erstreckt. „Babenberg" wird sie wohl zu Anbeginn geheißen haben, denn auf dem heutigen Domberg stand schon um 800 die Stammburg des wilden und schicksalsreichen Markgrafengeschlechts der Babenberger, die ein kurzes Jahrhundert darauf sämtlich in heißer Fehde fielen oder durch Henkershand enthauptet wurden. Kaiser Heinrich II., der Sohn des Bayernherzogs, war's der einst der Stadt seine Liebe schenkte und vordem selbst zum Geistlichen bestimmt, im Jahre 1004 den Grundstein zum Bamberger Dome legte, dem erhabendsten Bauwerk spätgotischen Stils. Vier Türme bewachen ihn, vier Portale gestatten den Eintritt. Ueberreich das Fürstentor mit den symbolischen Bildwerken der christlichen Kirche und der überwundenen Synagoge, dem Reigen der Apostel, von den Schultern der Propheten gehoben, und dem Jüngsten Gericht; die Adamspforte, die unter ihren lebensgroßen Statuen Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde, vor allem aber Adam und Eva in ihrer paradiesischen Nacktheit zeigt. Kaiser und Kaiserin ruhen im schätzegefüllten Dom, Tilman Riemenschneiders Meisterhand schuf nach Jahrhunderten ihr marmorenes Bildnisgrab, denn Bambergs Bischöfe, bald zu Fürstbischöfen emporgestiegen, hatten die Heiligsprechung des kaiserlichen Paares erreicht, dem Stadt und Bischofsstuhl die Grundlagen verdankten, und die Legende ihrer keuschen Josephsehe zur Verbreitung gebracht. Auch Konrad III., der erste deutsche König aus dem Geschlecht der Hohenstaufen, der zu Bamberg die Anerkennung der Fürsten fand, ruht im Dome und in dem Ritter hoch zu Roß, am Anfang des Georgenchors will man nicht weniger den Staufer erkennen. Denkwürdig aber bleibt unter den Bischofsgräbern — und es waren ebensoviele verwegene Herrenmenschen wie geistig hervorragende Künstlernaturen in der Bamberger Bischofsreihe — das Grabmal des deutschen Papstes Clemens II., ein Bischof Suidger zu Bamberg.

Die alte Burg der Babenberger aber, noch einmal von Fürstenblut rauchend, als im Jahre 1208 Pfalzgraf Otto von Wittelsbach den König Philipp, Barbarossas Sohn, um der verweigerten Hand der Prinzessin willens erschlug, wurde zur „Alten Hofhaltung" umgebaut, und ihr schönes Renaissancegesicht schaut hinüber zum Rokokoantlitz der „Neuen Hofhaltung", der Residenz der bayrischen Könige, aus deren Fenster Napoleons Marschall Berthier den Todessturz tat, als 1815 die Russen in die Stadt rückten. Hoch über dem erzbischöflichen Palast wölbt sich der Michaelsberg und krönt mit seiner eindrucksvollen von Kaiser Heinrich II. begründeten Benediktinerabtei und der doppeltürmigen uralten Sr. Michaels-Kirche das beherrschende Bild der eigentlichen Bischofsstadt.

Dort, wo die Obere Brücke die Regnitz überspannt und eine künstliche Insel geschaffen wurde, stand schon um 1450 das Rathaus der trotzigen Bürgerschaft, und mancher Angriffsbefehl gegen die freiheitdrosselnden Fürstbischöfe ist aus diesem Hause ausgegangen, bevor es das heitere Kleid des Rokoko überzog. Die Standbilder der klugen und der törichten Jungfrauen an der nahegelegenen Oberen Pfarrkirche, dem reichsten Bauwerk gotischen Stils, wissen zu erzählen, wie oft das Oel der Lampen nachgefüllt werden mußte, wenn die Stadt auf der Wacht stand gegen Bischofsgewalt.

Die geistliche Herrschaft brachte es mit sich, daß auch unter den Bauten der Stadt das prunkvolle Barock die Ueberhand gewann, wie es die Jesuiten in der St. Martins-Kirche am Grünen Markt und im angebauten Jesuitenkollegium vorführten. Kostbarer als der Stil aber erweist sich der Inhalt, denn in das ehemalige Jesuitenkollegium zog die Staatsbibliothek ein, unter ihren unschätzbaren Handschriften und Wiegendrucken die Pergamenthandschrift des Alkuinsbibel, der zu Tours gefertigten Bibel Karls des Großen. Am Grünen Markte auch rauscht der alte Neptunsbrunnen, der „Gabelmann" der Bamberger, während die neuere Zeit den Maximiliansbrunnen erstehen ließ mit den Hauptgestalten der großen Bamberger Erinnerungen, gegossen von des Münchener Erzgießers von Miller Meisterhand.

An Markttagen muß man den Grünen Markt überschreiten, um zu erfahren, wes Nam' und Art die echten Bamberger sind. Dann, trägt dieser am lautesten pochende Puls der Stadt seinen Namen zu Recht, dann schimmert er im Grün der Gemüsemassen, die Bambergs gewaltigste Gärtnerzunft zieht, dann lernt man „bambergisch Deutsch" in einer Urwüchsigkeit, die einen Goethe entzückt haben muß, als er seinen „Götz" niederschrieb.

Am Ufer der Regnitz aber baut sich heute wie ehedem Alt-Bamberg auf, und die kleinen Fischerhäuser schauen aus ihren Holzlauben über die strömenden Wasser,

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Gesticktes, deutsches Leinen!



Stickerei in Leinen ist eine kunstvolle Handarbeit, die lange vernachlässigt wurde und in diesem Jahr wieder zu neuen Ehren gelangt. Wir haben die hellen, zart getönten oder weißen Leinenkleider, die durch einen breiten Schulterkragen von bunten Blüten wirkungsvoll belebt sind. Der Blütenkranz setzt sich als Mittelstreifen bis zum Kleiderrand fort. All diese farbenfrohen, sehr bunten Stickereien können auf den Stoff selbst gestickt werden, oder als gesondert gearbeiteter Streifen aufgesetzt sein. Eine enge, westenartig wirkende Bluse aus kräftig blauem Leinen erhält eine künstlerische und dazu sehr eigenartige Note durch das Besticken mit einem Muster dichter gelber und weißer Margueritenblumen. Und der beliebte dreiviertellange Leinenmantel ist außerordentlich elegant, wenn wir ihn von oben bis unten mit einem leichten, geometrischen Muster in Fadenstickerei — schwarzweiß, blauweiß, rotweiß — beleben. Leinenstickerei — eine wunderhübsche Arbeit, auch für die Ferienwochen!

Und die Stiefel obenauf?

Von der Kunst des Kofferpackens

Kofferpacken tut man zunächst auf dem Papier. Da liegt eine Liste mit verschiedenen Unterteilungen — Kleider, Mäntel, Hüte, Schuhe, Regensachen, Wäsche, Toilettengegenständen. Man füllt diese Rubriken mit den Namen der Dinge, die man mitnehmen möchte. Dann überblickt man mit gekrauster Stirn die endlosen Kolonnen und hält scharfes Gericht in jeder Rubrik: was ist unerläßlich, und was kann eventuell zurückbleiben? Wie lassen sich die Kleider kombinieren, damit man auf einen Mantel oder einen Rock verzichten kann? Diese Toilettendinge braucht man nicht in doppelter Auflage mitzuführen, denn man bekommt sie am Ferienort genau so gut zu kaufen. Denn erstes Gesetz ist natürlich, sich mit so wenig Gepäck als nur möglich zu belasten!

Die großen Schrank- und Rohrplattenkoffer — bewahre —, die sieht man fast nur noch auf den Überseereisen. Für die Frau hat sich der kleine Abteilschrankkoffer sehr bewährt. Er wird ergänzt durch die verschließbare Hutschachtel und einen kleinen Abteilkoffer. Für Familien reicht das natürlich nicht aus. Hier tritt die entsprechende Anzahl kleiner Koffer in Tätigkeit. Denn fast immer führt man heutzutage das Notwendige im Abteil mit sich.

Für Familienreisen empfiehlt es sich, einen Koffer mit Wäsche, einen mit Sportsachen und Schuhen, einen dritten mit Kleidern und so fort zu packen. Koffereinsätze sind praktisch, weil sie die Übersicht erleichtern, nehmen aber Raum fort. Zuunterst kommen also die schweren Sachen, wie Schuhe, Bücher, Photoapparate, Briefmappen und so fort. Die Schuhe werden, sofern sie nicht schon auf Leisten gezogen sind, innen mit Strümpfen und Kleinigkeiten ausgestopft und in Säckchen gesteckt — stets jeder Schuh für sich! — Am praktischsten sind Säckchen von rechteckiger Form mit einer Überschlagklappe, an deren Enden Bänder befestigt sind. Diese Bänder werden fest um den Inhalt gewickelt, das gibt größere Sicherheit im Koffer als die Säckchen mit Zugschnur oben. Wäsche und Kleinigkeiten, die ein wenig gedrückt werden können, rollt man besser, statt sie glatt in den Koffer zu legen. Man wird erstaunt sein, wieviel Platz man auf diese Weise spart. Für die Kleider muß man sich ein wenig Zeit nehmen. Man ordnet ihre Falten und Ärmel glatt auf einem Sofa oder auf der Erde, legt sie dann in die gewünschte Größe und steckt sie fest mit Stecknadeln zusammen. Wo in den Kniffen keine Druckstellen entstehen sollen, unterlegt man sie mit Seidenpapierrollen. Auch die Ärmel stopft man zweckmäßig mit Seidenpapier aus. Das gleiche gilt für Herrenanzüge, wo immer Bedacht darauf genommen werden muß, daß das Oberteil der Jacken, also Schulter- und Kragenpartie, ungefaltet und ungedrückt bleibt.

Die Kleinigkeiten bringt man gern in Schächtelchen unter, die mit Aufschrift versehen sind. Oftmals ist in der Sommerfrische nicht viel Abstellraum, so daß man auch in einem kleinen Kleiderschrank, in dem man die Schächtelchen übereinanderstellt, leicht Ordnung halten kann. Die Toilettensachen sind in Gummibeuteln untergebracht. Die angebrochenen Flaschen sind durch Metallhülsen, zumindest aber durch einen um den Verschluß geklebten Streifen Leukoplast vor dem Auslaufen geschützt.

In den kleinen Handkoffer gehören nur die notwendigsten Dinge. Bei großen Familien empfiehlt es sich, ein geräumiges Gepäckstück leer zu lassen für all die Gegenstände, die die liebe Familie noch als unerläßlich im letzten Augenblick angeschleppt bringt. Ein Schließring, der alle Schlüssel umfaßt und im Handtäschchen nebst Fahrkarten und Ausweispapieren untergebracht wird, erweist sich als sehr zweckmäßig. Keine schwere Lektüre, wohl aber ein gutes Buch und eine Handarbeit für Regentage sowie Spielkarten — dann kann man unbesorgt in die lockenden Ferien reisen!

Im Dienst der Gesundung des Volkes / Frauenberufe mit sozialem Hintergrund

Die Befürchtung, die neue Zeit werde die Frau aus allen Berufen verdrängen, ist längst durch Tatsachen widerlegt worden. Es gibt gerade heute eine Reihe von schönen Frauenberufen, die ihren Trägerinnen die Möglichkeit gibt, ihre ganze Kraft im echten Dienst am Volk einzusetzen und ihre besonderen weiblichen Fähigkeiten zu entwickeln.

Die Krankenpflege ist noch immer ein von jungen Mädchen und Frauen sehr gesuchter und geschätzter Beruf. Die zwei Jahre währende Ausbildung erfolgt an einer staatlich anerkannten Krankenpflegeschule, das Aufnahmealter liegt zwischen 18 und 30 Jahren. Volksschulbildung genügt zumeist, nur einige Sonderausbildungen setzen die absolvierte höhere Schule voraus. Die Rote-Kreuz-Schwester erhält in zwei bis drei Jahren ihre Ausbildung an einem Krankenhaus oder Mutterhaus und kann nach bestandenem Examen eine Zusatzausbildung für besondere Spezialgebiete genießen: als spätere Diätküchen-, Operations-, Hebammen-, Röntgen- oder Laboratoriumsschwester oder ähnliches. Der Verband Deutscher Mutterhäuser vom Roten Kreuz erteilt hierüber Auskunft.

In das pflegerische Gebiet fallen auch die Berufe der Kinderpflegerin, der einen anderthalbjährigen Besuch einer Kinderpflegerinnenschule mit anschließendem Examen voraussetzt und der der Kindergärtnerin, der sich auf höherer Schulbildung aufbaut und den anderthalbjährigen Besuch von Kindergärtnerinnen- oder Hortnerinnenseminaren verlangt. Daran schließt sich bis zur „Jugendleiterin" eine dreijährige Tätigkeit als Hortnerin oder Kindergärtnerin, davon ein Jahr Praktikantenzeit.

Die Säuglingspflegerin absolviert einen einjährigen Lehrgang an einer staatlichen Säuglingspflegeschule. Will sie in den Dienst einer Anstalt eintreten, so schließt sich an dieses Jahr noch ein zweites, daß sie in einer Säuglingsschwesternschule verbringt.

Als Landpflegeschwester hat das junge Mädchen eine anderthalbjährige Ausbildung in der Landpflegeschule des Deutschen Landpflegeverbandes zu Sangerhausen mit abschließendem Staatsexamen hinter sich. Die Ausbildung umfaßt Hauswirtschaft, Landwirtschaft und pflegerische Gebiete. Unterzieht sich das junge Mädchen dann noch dem Krankenpflegeexamen, so kann sie zur Arbeit in Gemeinden herangezogen werden mit der Aussicht auf Kranken- und Altersversorgung, wobei jedoch die ersten Jahre als Probezeit gewertet werden.

Ein besonders großes und verantwortungsvolles Arbeitsgebiet hat die Siedlungshelferin. Die meisten Frauen, die sich bislang diesem Beruf gewidmet haben, kommen aus dem Beruf der Lehrerin in landwirtschaftlicher Haushaltskunde. In sechsjähriger Ausbildungszeit ist das junge Mädchen auf allen einschlägigen Gebieten vorzüglich für die Praxis vorgebildet: Ein Frauenlehrjahr, zwei Jahre praktische, ländlichhauswirtschaftliche Lehre, zwei Seminarjahre, ein Probelehrjahr.

(Fortsetzung folgt.)

Vorsicht mit Reisebekanntschaften!

Von lieb- und unliebsamen Ferienkameraden.

Das ergibt sich ja nun häufig so in den Ferien: man ist so beschwingt, so heiter und losgelöst von der sonstigen Konvention, daß Bekanntschaften so leicht entstehen, wie man es niemals für möglich gehalten hätte! Leicht wie das Zustandekommen ist auch der Umgangston — ein wenig Scherz, ein bißchen Flirt, ein kleines Erlebnis — Du liebe Zeit, wer möchte es einem in den kurzen Ferienwochen verdenken?

Leider ergibt es sich nur zu häufig, daß diese leichten, harmlosen Ferienbekanntschaften recht unliebsame Folgen nach sich ziehen. Irgend jemand, den man durchaus nicht ernst genommen hat und der sich durchaus nicht in seiner wirklichen Berufseigenschaft oder seinen eigentlichen Verhältnissen entsprechend gegeben hat, heftet sich an unsere Sohlen, noch lange, nachdem die Ferien vorüber sind, er wird lästig, aufdringlich und beginnt sogar zu drohen. Das kann harmlos ausgehen und ist mit ein bißchen Ärger und Energie abzutun; es kann aber auch sehr unangenehm werden. Es geschieht nur allzu häufig, daß beispielsweise solche ganz harmlose Ferienbekanntschaft gesucht wurde als — Scheidungsgrund. Gerichtliche Auseinandersetzungen — und sei es auch nur eine Zeugenschaft — sind aber als Nachklang schöner Ferien wirklich nicht beglückend.

Zu den weniger erfreulichen Reisebekanntschaften gehören auch die Familien mit heiratsfähigen Töchtern sowie die alleinreisenden jungen Männer und Frauen, die sozusagen auf dem Jagdpfad sind. Wobei nicht gesagt sein soll, daß die älteren Damen mit ihren unermüdlichen Dienstbotengeschichten und ihrer scharfen Beobachtungsgabe für alle Begebenheiten in ihrer Umgebung, wesentlich sympathischer sind ...

Nein, in den Ferien soll man einmal wirklich das belastende, ernsthafte und gesetzte Wesen abstreifen dürfen. Und was uns recht ist, soll dem lieben Nächsten billig sein! Drum keine vernichtende Kritik über liebe Mitreisende und andere Erholungsuchende, sondern lieber Konzentration auf die eigene Freude und Entspannung, dabei aber ein wenig Abstand von Fremden und Vorsicht mit Reisebekanntschaften. Das kleine Geheimnis um die eigene Person bei uns und den anderen — das Bewußtsein, daß die Bekanntschaft vermutlich mit dem Ende der schönen Sonnentage gleichfalls abschließen wird — die Freude am Augenblick—, auch das sind „Heilfaktoren", die man sich in den Ferien gönnen sollte!

Achtung, Hausfrau!

Hygienische Vorschriften für die warme Jahreszeit.

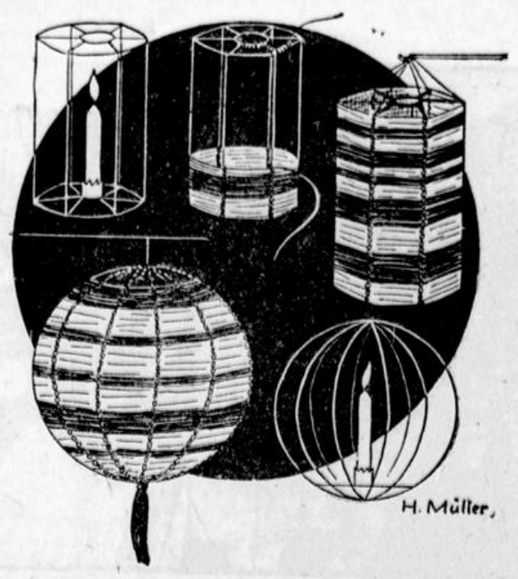
Da ist einer der wichtigsten Punkte zunächst einmal — der Kehrichteimer! Hier sammeln sich die Insekten, hier bilden sich die Krankheitskeime, von hier aus geht die dumpfige Luft, die so oft die Küche erfüllt. Also — wer keinen Kehrichteimer mit Einsatz besitzt, muß täglich frisches Papier einlegen und sorgfältig darauf achten, daß keine Speisereste, die in Fäulnis übergehen könnten, an den Wänden haften bleiben. Ein Eimer ohne Einsatz wird auch selten eine Fußraste haben, die auf einen einzigen Druck den Deckel öffnet und schließt, so daß die Hausfrau auch mit gefüllten Händen immer den Eimer bedienen kann. Sie muß im anderen Falle streng darauf achten, daß der Deckel stets gut geschlossen gehalten wird. Feuchtigkeit gehört nicht in den Abfalleimer. Tee und Kaffee werden abgegossen, bevor die Rückstände in den Eimer wandern. Gut ist es auch, alle Abfälle zuerst in Papier zu wickeln, bevor man sie in den Eimer schüttet, das erleichtert sehr die Reinigung des Eimers. Mindestens einmal in der Woche muß der Abfalleimer heiß ausgewaschen werden. Kochendes Sodawasser ist am besten, auch die Seifenlauge von der Wäsche, die man eine Zeitlang im Eimer stehenlassen kann, tut gute Dienste. Dann scheuert man den Eimer mit einer scharfen, nur dafür bestimmten Bürste aus und läßt ihn offen an der Sonne austrocknen, bevor er mit Papier frisch ausgelegt wird.

Eine wirksame Hilfe ist im Sommer auch Essig. Der Dampf von kochendem Essig vertreibt die herumfliegenden Motten. Fliegenschmutz und andere Insektenflecke entfernt man von Fenstern, Spiegeln, Bilderrahmen mit einem in Essigwasser getränkten Tuch, und häufiges Aufwischen der Küche mit Essigwasser verleiht diesem Raum die Frische und Kühle, die er im Sommer unbedingt haben sollte.

Das praktische Heim

„Glühwürmchen" für das Gartenfest

Die warme Jahreszeit verlockt zu Geselligkeit im Freien, zu frohen Festen und Tanz im Garten, unter schattigen Bäumen bei einer beschwingenden Bowle. Wollen wir nicht einmal an Stelle der bekannten Papierlampions eine etwas originellere und wirkungsvollere Beleuchtung erproben? Einfache, runde oder gradlinige Drahtgestelle, die man im übrigen mit leichter Mühe selbst herstellen kann, werden mit bunt gefärbten Bastfäden bewickelt. Man führt den Faden jeweils um die Drahtstange herum, bevor man ihn weiterzieht, und gibt dem Gewebe dadurch die Festigkeit. Farbenfreude, gepaart mit Geschmack, kann hier ganz außerordentliche Wirkungen erzielen. Ein Rat noch zuvor: wenn nicht die Möglichkeit besteht, in diese geschmackvollen Hüllen elektrische Leitungen zu ziehen, wenn man also Kerzen verwendet, so sei bedacht, daß der Bast zwar größere Brandsicherheit bietet als das bunte Papier, daß aber auch hier das Anbringen auf Drähten, nicht an Bindfäden, anzuraten ist.



Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).



Links:

Französische Frontkämpfer in Stuttgart.

Auf Einladung von Dr. Robert Bosch trafen 44 französische Frontkämpfer zu einem Besuch in Stuttgart ein, wo ihnen ein herzlicher Empfang zuteil wurde.

Rechts:

Im Zeichen des Roten Kreuzes.

Nach der feierlichen Kranzniederlegung im Ehrenmal Unter den Linden sammelte der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt für das Rote Kreuz. Zwei kleine Spender erwerben von Dr. Sahm eine Plakette.





Links:

Ein Kunstsprung zu Sechsen.

Bei einer schwimmsportlichen Veranstaltung in Ilford (England) wurde diese bemerkenswerte Aufnahme gemacht. Eine Gruppe von 6 Springern zeigt ihr Können durch einen gemeinsamen Absprung vom hohen Brett.

Rechts:

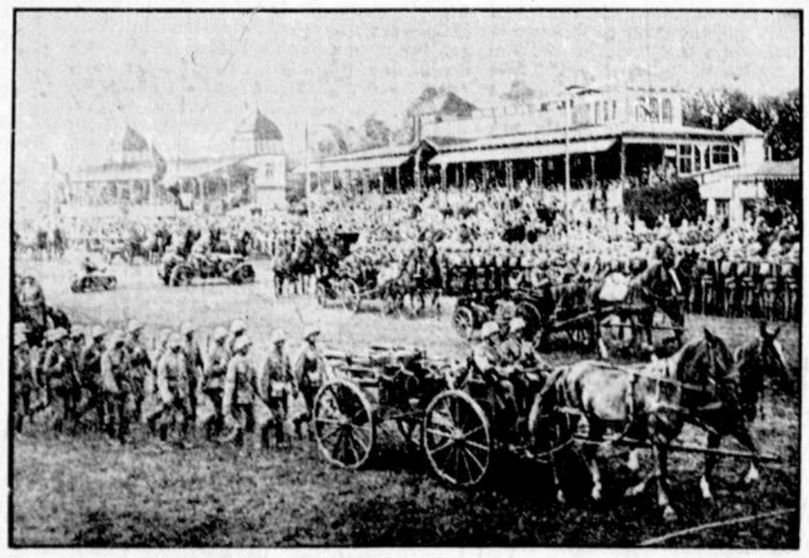
Riesenflugboot über der Weltstadt.

Eine bemerkenswerte Aufnahme von dem größten Seeflugzeug der britischen Luftstreitmacht während eines Fluges über der englischen Hauptstadt. Das Riesenflugboot, eine sechsmotorige Shorth-Maschine, hat ein Gewicht von 31 Tonnen.

Links:

Der Tag der Wehrmacht auf der Deutschen Derby-Woche.

Eine interessante Aufnahme von den Vorführungen der Wehrmacht, die im Rahmen der Deutschen Derby-Woche in Hamburg auf dem Gelände des Bosteler Turnierplatzes stattfanden.



Rechts:

Der Sommer ist da!

Und wenn es noch so heiß ist, man muß sich nur zu helfen wissen.



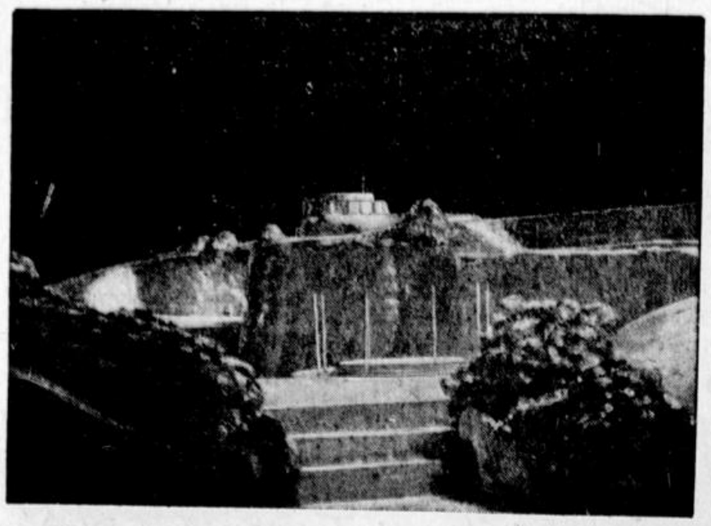


Vom Reichs-Bachfest in Leipzig.

Anläßlich des Reichs-Bachfestes wurde im Leipziger Alten Theater „Der Thomaskantor" aufgeführt. Unser Bild zeigt eine Szene mit Dietrich von Oppen als Johann Sebastian Bach.

Das Ehrenmal der Freikorpskämpfer.

Das Modell des Ehrenmals für die gefallenen Freikorpskämpfer, das am Thingplatz des Annaberg O.-S. errichtet werden soll. Der Entwurf stammt von Robert Tischler-München.



achrichtenbüro).



Spielplatz der Jugend

Abenteuerliche Jagd nach Orchideen

Expeditionen werden ausgeschickt — Unter tausend Gefahren

Nicht nur der Blumenfreund unserer Tage begnügt sich nicht mehr allein mit den bei uns heimischen Pflanzen; schon zur Zeit, als die ersten Kolonien von England besetzt wurden, galt eins der Hauptinteressen der fremden Flora. Man trachtete schon damals, möglichst viele Arten für die Verhältnisse des Heimatlandes zu veredeln. Und so stark war das Interesse für fremde Blumen, daß es England gelang, 1832 schon 27 000 verschiedene Pflanzenarten in seinen Gärten zu haben.

Unserer Zeit blieb es vorbehalten, die Auswahl und Beschaffung dieser so begehrten Pflanzen zu organisieren. In allen Teilen der Welt sind Botaniker unterwegs, um, unterstützt von ihrem reichen Wissen um die Pflanzenwelt, immer wieder neue Pflanzenarten zu entdecken und nach Europa zu bringen. Auf einer solchen Expedition sind meist die wenigsten Teilnehmer Botaniker. Der größte Teil gehört zu dem „Stab", ohne den eine Expedition nicht möglich ist. Schutzmannschaften, Träger, Führer; sie alle müssen aufgeboten werden, um die Arbeit des Botanikers möglich zu machen, Blumen zu finden. Der Botaniker, der so hinausgeht, muß aber nicht nur ein tüchtiger Wissenschaftler sein; er muß mit Land und Leuten, mit Sprache und Gewohnheiten des fremden Volkes vertraut sein, weil er sonst nie auf Unterstützung, die er notwendig braucht, rechnen kann. Seine Gesundheit wird beansprucht von einem oft gefährlichen Klima, von kühnen Wanderungen und Klettereien, ohne die er sein Ziel nicht erreicht, Blumen zu finden, die in der Heimat Herz und Gemüt der Landsleute erfreuen sollen.

Ostasien ist das ergiebigste Land für die Blumenjäger. Seit Jahren werden dort die reichsten Entdeckungen gemacht. Von England und Amerika wurde ein weitverzweigter Suchdienst eingerichtet, der die herrlichsten Ergebnisse zeitigt. In den gemäßigten Zonen Chinas sind französische Missionare als Blumensammler tätig, deren Glück im Finden schon beinahe sprichwörtlich ist. Auf den einsamen Hochalpenwiesen Chinas, zu denen hinauf der Weg oft steil und unwegsam, ja sogar lebensgefährlich ist, wachsen die phantastischsten Blumen, von deren Schönheit wir uns keine Vorstellungen zu machen vermögen.

Orchideenjäger gibt es, die von den geheimnisvollen, vom Leben durchbluteten Blumen verzehrt werden, die ihr ganzes Leben dem Finden immer neuer Arten weihen. Von diesen Bezauberten kann man natürlich nur das Suchen und Finden erwarten. Die weitere Arbeit, die jede neugefundene Blume verlangt, können sie nur ganz selten leisten. Die neue Blume muß erst einmal auf ihre Eignung hin geprüft werden, ob sie unser Klima vertragen wird, in welcher Weise man sie „gesundheitlich" stählen kann für den rauheren Wind unserer Zonen. Diese Arbeit bleibt dann bei den Orchideen den kühleren Wissenschaftlern überlassen.



(Scherl-Bilderdienst.)



(Scherl-Bilderdienst.)

Püppenmütterchens Kochbuch

Verwendung von Brotresten.

Weißbrotreste könnt ihr zerkleinern und sowohl zu Klößen als zum Panieren von Fleisch sowie auch zu Armen Rittern verwenden.

Klöße stellt ihr her, indem ihr etwas übriggebliebenes Eiweiß unter die Brösel mengt, so daß ein fester Teig entsteht, zu dem etwas Salz und vielleicht auch ein Teelöffel Wasser geknetet wird. Die Klöße werden so groß wie Walnüsse gemacht, in kochendes Salzwasser gegeben und mit Fruchtsaft oder ausgebratenem Fett gegessen.

Die Armen Ritter bereitet ihr, indem ihr die Weißbrotschnitten oder halbierten Semmeln von der Rinde befreit, sie in Milch einweicht, sie nach einer halben Stunde in einer Mischung von Milch und gequirltem Ei wendet und schnell in heißem Fett überbratet. Zucker und Zimt darüber — und Püppchen hat ein herrliches Abendessen.

Schwarzbrotreste schmecken am besten, wenn man eine Suppe daraus herstellt. Dazu weicht ihr die Reste in Wasser ein, setzt sie, wenn sie anfangen zu zerfallen, aufs Feuer und laßt aufkochen. Als Gewürz nehmt ihr ein Stückchen Zitronenschale, Zucker, ein bißchen Salz, ein paar Tropfen Zitronensaft und als Einlage entweder ein paar Rosinen, ein paar saure Kirschen, Backpflaumen oder was gerade an Obstresten da ist. Die Brotsuppe muß recht kräftig schmecken und ist sehr bekömmlich.

Kosmetik im Löwenkäfig

Der große Berberlöwe im Zoo zu Philadelphia machte seinen Direktoren schweren Kummer: er fing an, seine Mähne zu verlieren — ob vor Alter oder aus sonstigen ungeklärten Ursachen, ist nicht recht erfindlich. Nun aber ist ein Löwe ohne Mähne nicht so befriedigend für das Publikum, wie das Direktorium es sich wünscht. Kurz und gut — ehe die Sache gar zu offenkundig wurde, ging man dazu über, eine Perrücke für den Leu anfertigen zu lassen, und stolz trug der König der Tiere sein umwalltes Haupt durch den Käfig. Alles wäre gut und schön gewesen, aber die Zeit kam, da man ihm eine Gattin zuerteilte. Und wie das in einer Löwenehe ist — es ging einmal hart auf hart her, die Pranken sprachen nachdrücklicher als die Vernunft, und das Publikum sah voll atemloser Spannung dem Kampf der beiden Tiere zu. Wie aber erstaunte alles, als plötzlich der Löwe — kahl dastand und die sichtlich verblüffte Gattin den Hauptschmuck des Königs in den Tatzen hielt . . .!

Schüler bauen Flugmodelle

Die Ausstellung von Flugmodellen, die sechzig Berliner Schulen zusammengebracht haben und in der Aula des Dorotheenstädtischen Gymnasiums zeigen, legte in weit über 500 Modellen Zeugnis für die Fähigkeiten und das Interesse der Schüler an diesem Sport ab. Die einleitende Rede des Eröffners der Schau gab einen hoffnungsvollen Ausblick in die Gestaltungsmöglichkeiten dieses Gebietes. Auf allgemeine Anordnung des Reichserziehungsministers wird jetzt in allen höheren Schulen ein Lehrfach für Flugmodelle eingerichtet.

Wollen wir mal lachen?

Im Zoo.

Eine mitleidige Dame interviewt den Wärter im Raubtierhaus.

„Sie haben wohl einen schweren Beruf?"

„Na", sagt der Mann, „es ginge schon, wenn nur die Leute nicht so viel fragen würden!"

*

Der Lehrer hat in der letzten Stunde vom Klee erzählt und fragt die Schüler nun, was sie davon behalten haben. Erika meldet sich:

„Der Klee ist sehr sauber . . ."

„Sauber?" fragt der Lehrer erstaunt.

„Ja, man sagt doch ‚ein sauberes Kleeblatt'", rechtfertigt sich Erika.

Schachaufgabe

Netcke



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung (13 Figuren). Weiß (7 Figuren): König a 6, Dame e 2, Turm h 5, Läufer f 5, Springer c 1, e 8, Bauer h 7. — Schwarz (6 Figuren): König f 6, Dame a 1, Läufer h 8, Bauer a 2, f 7, h 6.

Verrechnet.

Zu einem Goldarbeiter kommt ein Mann und fragt, was es wohl kosten würde, die sechs mitgebrachten Teile einer goldenen Kette, die aus je vier zusammenhängenden Gliedern bestehen, zu einer Kette zu vereinigen. Der Goldarbeiter sieht sich die Teile an und sagt: „Ich muß fünf Endglieder öffnen und nach ihrer Verbindung mit fünf anderen Endgliedern der Kette vereinigen und wieder zusammenlöten. Jedes Glied kostet 40 Pfennige, demnach die Reparatur der Kette 2 Mark." Der Kunde erwidert, daß diese Rechnung nicht stimmen könne. Wenn das Zusammenlöten eines Gliedes 40 Pfennige koste, so dürfe das Zusammenfügen der ganzen Kette nur 1,60 Mark kosten. Der Goldarbeiter überlegt sich diesen Einwand und stimmt schließlich zu.

Silbenrätsel

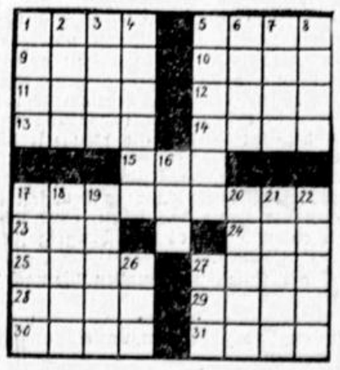
Aus den Silben

an — dorf — e — e — e — ent — er — es — fähn — feu — fir — frank — gei — he — hor — i — in — ki — kra — läm — lei — len — ly — mer — mo — mung — net — nif — noi — ral — re — reich — rich — ro — sau — se — sit — son — stanz — stock — te — tri — u — um — ze — zo

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Shakespeare ergeben (ck ein Buchstabe).

1. Sprengmittel .....
2. Fluß in Oberitalien .....
3. Schlachtort in Böhmen (1813) .....
4. Stadt in Südtirol .....
5. zuständ. Amtsstelle, Dienstweg .....
6. Schlingpflanze .....
7. militärischer Rang .....
8. Bewohner Grönlands .....
9. Apfelsorte .....
10. europäische Republik .....
11. Darlehnsaufnahme .....
12. großer Raubvogel .....
13. höhere Lehranstalt .....
14. katholisches Sakrament .....
15. Grenzgebirge zwischen Europa und Asien .....
16. biblische Männergestalt .....
17. Wespenart .....
18. mecklenburg. Universitätsstadt .....

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten:

a) Von links nach rechts: 1. Stammvater eines biblischen Riesengeschlechts, 5. nordische Göttin, 9. Spielkartenfarbe, 10. Stadt in Rumänien, 11. türkischer Titel, 12. griechische Göttin, 13. Stadt in Ostfriesland, 14. nordisches Göttergeschlecht, 15. dichterische Bezeichnung eines Raubvogels, 17. geographisches Lehrmittel, 23. Gedichtform, 24. feierliche Versicherung, 25. vorbereitetes Gebäck, 27. andere Bezeichnung für Trust, 28. Wasserpflanze, 29. weiblicher Personenname, 30. Wasserstrudel, 31. Destillationsprodukt der Steinkohle.

b) Von oben nach unten: 1. andere Bezeichnung für Abscheu, 2. Bezeichnung für etwas, 3. einstimmiges Lied, 4. männlicher Personenname, 5. Wüste, 6. griechischer Gott, 7. andere Bezeichnung für Geschenk, 8. arabische Hafenstadt, 16. Teil eines Dramas, 17. germanischer Gott, 18. weiblicher Personenname, 19. andere Bezeichnung für Rest, 20. Aufenthaltswechsel, 21. Schreibflüssigkeit, 22. männlicher Personenname, 26. Wurfspieß, 27. Titel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe.

Lösung: Springer g 6 — f 4

1.) . . . K f 6 — e 7; 2.) S f 4 — d 5 matt.

1.) . . . beliebig; 2.) Dame setzt matt.

1.) . . . T × e 7; 2.) Dame g 8 — g 6 matt.

Zwei kitzlige Fragen.

„Mein lieber Kandidat, die Aufgabe ist sehr leicht lösbar. Zu 1: Ein Bindfaden ist immer doppelt so lang als die Entfernung zwischen seiner Mitte und den beiden Enden. Zu 2: Ein Hund kann immer nur bis zur Mitte eines Waldes in diesen hineinlaufen, dann läuft er immer wieder heraus."

Geographisches Silbenrätsel.

1. Wallis, 2. Ebro, 3. Nagasaki, 4. Nantes, 5. Zermatt, 6. Warnemünde, 7. Epirus, 8. Ilsenstein, 9. Delhi, 10. Altkirch, 11. Staßfurt, 12. Schlangenbad, 13. Elba, 14. Linares, 15. Benares, 16. Eckernförde, 17. Tarnopol, 18. Ueschküb, 19. Niederlande. — Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.

Kreuzworträtsel.

a) 1. Ebbe, 5. Elle, 9 Siegfried, 10. Teig, 11. Nase, 12. Erle, 13. Asen, 14. Abbé, 17. Enak, 20. Kerl, 21 Bali, 22. Kniekehle, 23. Aden, 24. Nees; b) 1. Este, 2. Bierabend, 3. Beil, 4. Egge, 5. Erna, 6. Lias, 7. Lesehalle, 8. Eden, 14. Akka, 15 Arie, 16. Elen, 17. Eber, 18. Nahe, 19. Kies

Denksportaufgabe.

x

y + 75 = 2 · x + 75 = 3y

3y + 150 = x 2y + 225 = 3y

y = 225

x = 600

Kindergeschichten

Von J. H. Rösler.

Die Kleinsten der Kleinen hatten Rechenunterricht.

„Wieviel ist fünf weniger zwei?“

„Eins, Herr Lehrer!“

Der Lehrer antwortete sanft: „Ich möchte sagen drei!“

Der Kleine nickte: „Drei? Auch nicht schlecht!“

*

Nach dem Unterricht kam der Schüler zum Lehrer.

„Mein Vater hat mir eine Mark versprochen, wenn ich einmal einen Einser nach Hause bringe.“

„Und?“

„Wissen Sie was, Herr Lehrer? Geben Sie mir einen Einser, und wir teilen uns dann die Mark.“

*

Der Lehrer lehrte Sprichwörter und kam dabei zu dem Satz: „Geben ist seliger denn nehmen.“

„Das sagt mein Vater auch immer, Herr Lehrer.“

„Das ist schön von deinem Vater. Was ist denn dein Vater?“

„Boxer, Herr Lehrer.“

*

Die Kinder trafen sich im Garten. „Wollen wir Papa und Mama spielen?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf: „Nein! Mama hat mir ausdrücklich verboten, Lärm zu machen und mich mit dir zu streiten!“

*

Die Kinder übertrumpfen einander. Erich sagte: „Meine Mutter ist sogar voriges Jahr von einem Maler gemalt worden.“

Edith lachte: „Das ist doch gar nichts! Meine Mutter malt sich täglich selbst!“

*

Das Notizbuch.

Frau Bemba: „Ist das ein Elend mit meinem Manne! Früher vergaß er die Hälfte von dem, was ich ihm auftrug. Seit ich ihm nun ein Notizbuch gekauft habe, notiert er alles und — vergißt alles.“

*

Um Liebe und Geld.

Nach den Flitterwochen fragt die junge Frau ihren Mann ein wenig enttäuscht:

„Ich habe immer geglaubt, Fritz, du hättest etwas Vermögen.“

„Aber, liebes Kind“, erwidert er, „habe ich dir nicht immer gesagt, daß du mein Alles bist?“

*

Die Stimme.

„Die große Sängerin hat ihr letztes Konzert gegeben. Morgen früh fährt sie nach Amerika.“

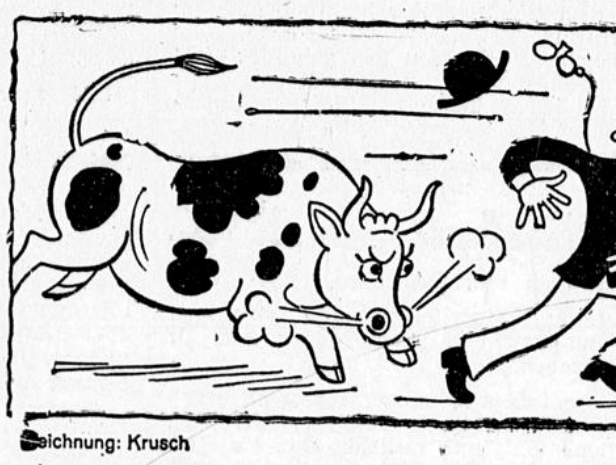
„Das hat man gemerkt“, mault ein Unzufriedener, ihre Stimme ist schon hin.“

Fürchterliche T



„Wenn du mich nicht erhörst, stürze ich mich in die Falle!“





Zeichnung: Krusch



„Ich verbiete dir, diesen lächerlichen Hut zu kaufen; wenn du ihn doch nimmst, mußt du ihn eben ohne meine Erlaubnis kaufen.“



„Es ble
dem Boxka
„Merke
ausweicht,
gebrauchen

Wald Feld und H

Liebe zwischen Tier und Mensch

Eine Magenfrage? — Liebesprobe — Katz und Hund — Das Todesurteil.

Das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ist grundverschieden. Sieht der Mensch in einem Falle nur den Nutzwert seines „stummen Bruders“, so wird er dem anderen zum Gefährten — kann der eine seine Furcht vor dem ihm im Grunde unverständlichen Wesen nicht verbergen und wird Hund, Katze, Kuh oder Pferd nur mit Vorsicht berühren, so zeigt der andere absolutes Vertrauen, will jeden Hund streicheln, jede Katze locken. Während Homer Odysseus' alten Hund Argos nach vieljähriger Trennung von seinem Herrn vor Wiedersehensfreude sterben läßt, äußert Lord Byron, der große, englische Dichter, „Mein Hund harrt nur, bis neue Speis' ein neuer Herr ihm reicht; — komm ich zurück und nah ihm leis', zerfleischt er mich vielleicht.“

Die Meinung Byrons, daß die Liebe des Tieres durch den Magen gehe, bleibt nicht ohne Parallele im Menschenleben. Lautete doch die preisgekrönte Antwort eines Preisausschreibens, daß die Frage nach der besten Behandlung des Ehemanns stellte: „Füttert die Bestie gut!“ Im Tier- wie im Menschenleben mag das in Ausnahmen zutreffen. Wer nun aber beobachten konnte, wieviel Tiere — Hunde und Katzen — in der Küche durch das Hauspersonal ihr Futter erhalten und doch an diesen Leuten sehr selten hängen, der wird den Rationalismus in der Liebe des Tieres zumindest stark anzweifeln.

Im Gegenteil! Starkes Mißtrauen ist dem Hunde entgegenzubringen, der durch Verkauf in andere Hände übergeht und hier an Hand besserer Kost sich sofort von seinen neuen Pflichten überzeugen läßt. Ja, es gibt erfahrene Hundezüchter, die ihre Hunde, wenn sie sie zum eigenen Gebrauch behalten wollen, einer Probe unterziehen: Dem Hund wird eine Mahlzeit entzogen, und wenn er dann hungrig über die gefüllte Schüssel herfallen will, bedeutet ihm sein Herr — in dessen enger Umgebung er sich stets befindet — daß die Mahlzeit allein eingenommen werden muß. Herrchen begibt sich in ein anderes Zimmer. Nur selten wurde die Probe nicht bestanden, fast stets verließ der Hund das Essen, ohne sich zu besinnen, und zog es vor, hungrig seinem Herrn zu folgen.

Die Beispiele von Hunden, die nach dem Verkauf sich mit Gewalt oder List von ihrem Herrn entfernten, um die alte Heimat aufzusuchen, sind zu bekannt, um hier angeführt zu werden.

Warum das Tier liebt, an welchen Menschen es hängt — das ist eine kaum zu beantwortende Frage. Die gute, verständnisvolle Behandlung tut's nicht allein, denn man hat erlebt, daß Tiere an ihrem Herrn hingen, der sie miserabel behandelte, und man weiß, daß sich Hunde auf ihren Herrn stürzten, der ihnen nie etwas tat. Die Vorliebe für Katze oder Hund beruht auf psychologischer Einstellung des Menschen und auch des Tieres. Ein Mensch mit „Hundeverstand“ wird sich im allgemeinen schwer mit Katzen befreunden, und Katzen werden ihn auch nicht mögen. Ein Mensch mit „Katzenverstand“ wird stets im Hund etwas Minderwertiges sehen, und Hunde werden im allgemeinen auch nicht viel für ihn übrig haben. Auch die Liebe zwischen Tier und Mensch liegt im Reiche des Jenseitigen, ohne Bezug auf den Magen — aber man muß Talent dazu haben.

Geht un

Luftverb

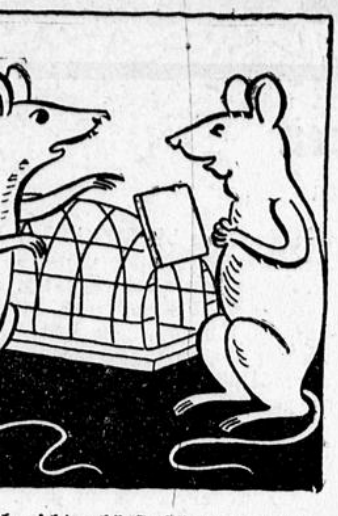
Über a
wir uns d
und Heizu
Tode veru
machen wi
Luft. Ohn
Minuten
etwas Sel

Und d
anscheinend
Luftzusamm
Mond, auf
erstorben is
solche Verr

Die Ta
die Umhül
Laufe der
Gesteine a
leugnen.
keine Aus
durchaus
Gesteinsma
Ozeane u
etgnen. Za
Luft ständig
Eisen verbr
stoff unbe
Trost, denn
Luft ausm
Kohlenstoff.

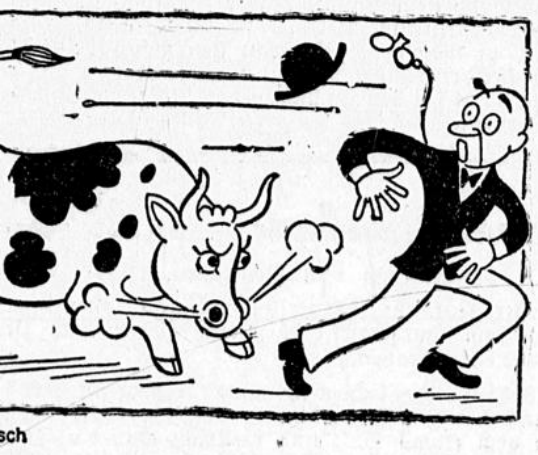
Aber w
Luft ständig
Verlust stat
Wenn auch
— die Vulk
Leben nötig

chterliche Drohungen



ch nicht erhörst, stürze ich mich in die Falle!"





„Verflixter Kerl, augenblicklich gehst du aus dem Löwenkäfig oder ich hetze den Hund auf dich!"



ir, diesen lächerlichen Hut zu u ihn doch nimmst, mußt du e meine Erlaubnis kaufen."



„Es bleibt dabei, Lotte, ich gehe allein zu dem Boxkampf!"

„Merke dir gut, wie man einem Kinnhaken ausweicht, du wirst es heute abend vielleicht gebrauchen können!"

Zarte Ablehnung

Ganz Gundelfingen schaute schon seit ein paar Jahren auf den Assessor Mutig und Adeline, des Bürgermeisters länglich aufgeschossenes Töchterlein, das schon fast die Dreißig erreicht hatte.

Beim Wintervergnügen der Schützengesellschaft verstand es Adeline ausgezeichnet, fast den ganzen Abend in der Nähe des Assessors zu verbringen, der viel lieber mit anderen Gundelfinger Mädchen getanzt hätte.

Plötzlich saß sie ganz dicht neben ihm, trank ein Glas Wein in einem Zuge aus und himmelte ihn an:

„Herr Assessor", flötete Adeline süßlich, wissen Sie auch, was die ganze Stadt erwartet?"

„Nein", sagte er.

Da gab sich Adeline einen fühlbaren Ruck und sagte: „Die Stadt erwartet, daß wir uns heute bei dieser festlichen Gelegenheit verloben!" Dann wurde Adeline sehr verlegen und rot.

Er lächelte spöttisch: „Das gibt ja einen Riesenspaß!"

„Nicht wahr?" freute sich Adeline schon heimlich.

„Ja, ganz bestimmt", ergänzte der Assessor, „die werden sich halbtotlachen, wenn sie merken, daß wieder nichts daraus geworden ist!"

*

Der schöne Theodor schob zum Heiratsonkel.

„Hätten Sie ein Mädchen für mich?"

Der Heiratsonkel hat eins.

„Akkurat wie die Venus von Milo sieht sie aus — akkurat wie die Venus von Milo —!"

Der schöne Theodor will nicht recht.

„Ich hätte lieber eine andere —"

„Warum?"

„Na, ja — eben deswegen!"

„Kennen Sie denn die Venus von Milo?"

„Doch, doch, aus Bildern. Aber —"

„Aber?"

Da nimmt Theodor einen Anlauf: „Wissen Sie, wenn ich heirate, also da wäre mir schon ein Mädchen mit Armen eigentlich lieber!"

*

Peinlich.

„Verzeihen Sie, hier im Büro ist doch ein Lehrling Karl Pfiffig angestellt — könnte ich einen Augenblick mit ihm sprechen? Ich bin nämlich der Großvater!"

„Bedauere sehr — Sie kommen zu spät — er hat sich vor einer Stunde freigeben lassen, um zu Ihrer Beerdigung zu gehen . . ."

*

In Tetschen an der Elbe war Fahnenweihe des Turnvereins Jahn. Fragte Franke: „Was bedeuten denn die vier F auf eurer Fahne?"

Der Tetschener antwortete: „Frisch, fromm, fröhlich, fergnügt!"

d und Heide

überzeugen läßt. Ja, es Hundezüchter, die ihre e sie zum eigenen Gebrauch , einer Probe unterziehen: rd eine Mahlzeit entzogen, nn hungrig über die gefüllte en will, bedeutet ihm sein en enger Umgebung er sich — daß die Mahlzeit allein verden muß. Herrchen beanderes Zimmer. Nur selten e nicht bestanden, fast stets d das Essen, ohne sich zu og es vor, hungrig seinem

e von Hunden, die nach dem Gewalt oder List von ihrem n, um die alte Heimat auf- bekannt, um hier angeführt

Tier liebt, an welchen Men- — das ist eine kaum zu beage. Die gute, verständnisng tut's nicht allein, denn daß Tiere an ihrem Herrn miserabel behandelte, und ich Hunde auf ihren Herrn en nie etwas tat. Die Vorer Hund beruht auf psychoung des Menschen und auch n Mensch mit „Hundever- im allgemeinen schwer mit n, und Katzen werden ihn . Ein Mensch mit „Katzen- stets im Hund etwas sehen, und Hunde werden uch nicht viel für ihn übrig Liebe zwischen Tier und Reiche des Jenseitigen, den Magen — aber man u haben.

Geht unser Luftvorrat zu Ende?

Luftverbrauch der Erde — Erneuerung durch Vulkane.

Über alle unsere Bedürfnisse zerbrechen wir uns den Kopf: Essen und Trinken, Licht und Heizung — ihr Fehlen würde uns zum Tode verurteilen. Nur um das Wichtigste machen wir uns keine Sorgen — um die Luft. Ohne sie könnten wir keine zwei Minuten leben; aber wir nehmen sie als etwas Selbstverständliches hin.

Und doch gibt es Himmelskörper, die anscheinend ohne die zum Leben nötige Luftzusammensetzung sind. Da ist der Mond, auf dem aus Luftmangel alles Leben erstorben ist. Wurde die Luft verbraucht? Ist solche Verringerung auch bei uns möglich?

Die Tatsache, daß auf allen Weltkörpern die Umhüllung von Luft und Wasser im Laufe der Jahrhunderttausende durch die Gesteine aufgesaugt werden, ist nicht zu leugnen. Die Erde macht natürlich davon keine Ausnahme, und es ist theoretisch durchaus möglich, daß die gewaltigen Gesteinsmassen sich das Wasser der Ozeane und den Vorrat an Luft aneignen. Zahllose Mineralien entziehen der Luft ständig Kohlensäure und jedes rostende Eisen verbraucht Sauerstoff. Daß der Stickstoff unbehelligt bleibt, ist der geringste Trost, denn trotzdem er vier Fünftel der Luft ausmacht, braucht er Sauer- und Kohlenstoff, um die Luft atembar zu machen.

Aber wenn auch auf diese Weise die Luft ständig verzehrt wird — es findet kein Verlust statt, die Kräfte verwandeln sich nur. Wenn auch die Mineralien Luft verbrauchen — die Vulkane sorgen dafür, daß die zum Leben nötigen Gase wieder in unseren Lebensraum hineinströmen. Die Natur sorgt für Selbstregelung, damit der Gang des Lebens nicht aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Der Weg, den diese Verwandlungen gehen, ist nicht immer der kürzeste und schnellste, aber er ist ein Weg, und die Erfahrung lehrt, daß er kurz und schnell genug sein muß, um uns keinen Mangel bewußt werden zu lassen, denn es hat noch kein Geschäft darunter leiden müssen, daß die Luft auf Erden verbraucht ist. Da sind die Steinkohlen, die vor Jahrhunderttausenden lebende Pflanzen waren und der Luft ungeheure Mengen an Kohlensäure entzogen. Aber seit einiger Zeit erstatten sie diesen Verlust durch die Verbrennung ungeheurer Kohlenmengen wieder zurück.

Ein einziger Vulkanausbruch ruft erstaunliche Verwandlungen physikalischer und chemischer Art hervor. Wenn wir bedenken, daß beim Auskühlen eines Liters geschmolzenen Silbers 22 Liter Sauerstoff frei werden, dann können wir uns vielleicht einen schwachen Begriff machen von den Gasmengen, die bei einem Ausbruch frei werden, der viele tausend Tonnen glühender Massen an die Erdoberfläche schleudert.

Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß dieser Vorgang der frei werdenden Gase aus dem Gestein überhaupt der Ursprung unseres irdischen Luftmantels ist. Wasserdampf, Kohlensäure und Gase aller Art, die beim Erkalten unseres Globus frei wurden, schufen die Ozeane, die Luft und damit die Lebensbedingungen für das Leben. Unzählige Quellen aus dem geheimnisvollen Erdinnern erhalten Kohlensäure. Das tägliche Freiwerden unmeßbarer Mengen von Gasen in vulkanischen Gebieten — alles dies wirkt auf die Zersetzung und den Verbrauch der Luft erneuernd ein, reguliert automatisch. Ohne die als „grauenhaft zerstörend" bezeichneten Katastrophen der Erdbeben und vulkanischen Eruptionen wäre allerdings die Möglichkeit gegeben, daß die Luft der Erde sich verringerte, daß aus Luftmangel das Leben der Erde erlösche . . .